Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 67 (1987)
Heft: 3

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wolfsegg auslöschen

Thomas Bernhard. «Auslöschung. Ein Zerfall»

Das Thema ist bei Thomas Bernhard nicht ganz neu. Leser (und Kritiker), die Kunst und Literatur vorwiegend als die Herstellung von Novitäten verstehen, werden den grossen, weit mehr als sechshundert Druckseiten umfassenden Bericht des Franz-Josef Murau über seinen schliesslich erfolgreichen Wunsch, alles auszulöschen, was mit Wolfsegg, dem Ort seiner Herkunft, zusammenhängt, nach wenigen Seiten aus der Hand legen. Mehr als einmal hat man es nun seit dem Erscheinen dieses Buches gehört: Ich kann Bernhard nicht mehr lesen, sagen sie. Oder auch: Es ist doch immer nur das gleiche, es ist nicht nur nicht mehr neu, es ist abgestanden. Dieser Autor wiederholt sich selbst, und dies nun schon seit Jahren. Es hat wenig Sinn, dieser Ansicht zu widersprechen. Aber ich bin fast sicher, dass sie nicht das Ergebnis gründlicher Vergleiche mit früheren Arbeiten des Schriftstellers ist, sondern Abwehr, Schutzhaltung, Flucht vor der Festnahme des Lesers durch Sprache. Ich will gar nicht erst damit argumentieren, dass Inhalt oder Aussage eines dichterischen Werks eine Komponente, aber nicht das Ganze sind. Rechnet man denn Schubert nach, wie oft er die gleiche Abfolge von Tönen, das gleiche oder doch verwandte Motiv in seinen Kompositionen verwendet hat? Es gibt eine verbreitete Abart kritischer Rezeption von Literatur, deren Kriterien nach der Methode funktionieren, das Neue und noch nicht Dagewesene vom Bekannten und also längst schon Abgehakten zu unterscheiden. Was zu Geschichten, ob sie nun alt oder neu seien, hinzukommen muss, wenn sie literarische Qualität haben sollen, kümmert diese Kritik wenig. Es ist jedoch die entscheidende Frage.

Nun trifft es nicht einmal genau zu, wenn behauptet wird, Thomas Bernhard wiederhole in *«Auslöschung. Ein Zerfall»,* was er schon immer erzählt habe [1]. Ich würde eher sagen, er fasse es zusammen, er bündle zu einer auch bei ihm so noch nie verwirklichten Einheit, was vorher in Einzelheiten fasziniert und erschreckt hat. Das Buch ist voller Bezüge zu Früherem, man erkennt Bilder zum Beispiel aus *«Der Italiener»* (1971); der herrschaftliche Grundbesitz Wolfsegg, Muraus Vaterhaus, hat in Romanen wie zum Beispiel *«Korrektur»* (das Gut Altensam) oder *«Verstörung»* (das Schloss Hochgobernitz) seine Entsprechungen. Auch in diesem neuen grossen Roman ist der Erzähler ein von Wissenschaft, Philosophie und Kunst besessener Einzelgänger, der sich als *«Geistesmensch»* von der gewöhnlichen Gesellschaft abhebt, einer, der im *«Denkkerker»* seiner Römer Wohnung wie in einem Elfenbeinturm seine letzten Gedanken zu Papier bringt. Die Motive sind verwandt, das Personal ist zum Teil wenigstens be-

kannt, und dennoch prägt beide Teile des Romans, *«Das Telegramm»* und *«Das Testament»,* eine eigenständige und meiner Ansicht nach von Thomas Bernhard selbst noch nicht erreichte Konzentration der Aussage. Auch das, was mit dem *«Herkunftskomplex»* Muraus zu tun hat, die Österreich-Schelte, die damit verbunden ist, wird man — nach den Begleitumständen der Wahl Waldheims zum Bundespräsidenten und nach den Vorgängen bei der Freiheitlichen Partei — doch wohl nicht länger nur als Marotte eines Störenfrieds sehen können. Die Wut aufs Vertuschen und Hinwegschwindeln der Vergangenheit und der Verantwortlichkeiten löst bei Bernhard Kaskaden von Schimpfreden aus; als blosses Ornament und Kunststück wird man sie nicht bezeichnen wollen.

Indessen scheiden sich genau hier die Geister. Man könne das doch nachgerade nicht mehr ernst nehmen, meinen die einen. Ein Kritiker sieht im wuchtigen Rundschlag gegen das *«katholisch-nationalsozialistische Österreich»* und seinen *«heuchlerischen Sozialismus»* nichts weiter als ein Beschimpfungsritual. Für diesen Autor sei dergleichen ein Spiel, unverbindlich und bloss aus der Lust an der Variation geboren. Der betreffende Kritiker zitiert Murau (Bernhard), der einmal selbst schreibe: *«Wir sagen immer wieder das gleiche, aber die Ohren, für die das, was wir sagen, bestimmt ist, hören nicht.»* Ob das nun Selbstironie sei und Eingeständnis der Selbstwiederholung, oder ob es die Not des unverstandenen Propheten beschreibt, bleibt offen. Ist der Übertreibungskünstler Thomas Bernhard ein Invektiven-Clown, der jederzeit in der Lage ist, vor Publikum seine Nummer abzuziehen? Oder ist er der Unverstandene, der seiner Lebtag darum ringt, seine Sache endlich einmal so deutlich sagen zu können, dass sie verstanden wird?

Er ist jedenfalls ein Sprachkünstler, dessen Sätze eine suggestive Kraft haben. Manches an dieser Prosa wirkt auf den ersten Blick wie manieriert, etwa wenn der Satz immer wieder unterbrochen wird durch Einschübe wie *«habe ich zu Gambetti gesagt»* oder *«denke ich»,* oder wenn ein Gegensatz in aller Verästelung durchgespielt wird, zum Beispiel der zwischen Murau und seinem etwas älteren Bruder Johannes, indem da gesagt wird, schon mit sechs Jahren sei jeder *«in die dann sein ganzes Leben bestimmende Richtung gegangen, tatsächlich jeder von uns genau in die entgegengesetzte des anderen».* Johannes also ging tiefer und tiefer in Feld und Wald und Forst hinein, Franz-Josef dagegen hat sich daraus entfernt, Johannes ist tiefer in Wolfsegg eingedrungen, Franz-Josef hat es gemieden. Der eine hat Lieblingswörter wie Getreide, Schweine, Fichten und Föhren, der andere Paris, London, Kaukasus, Tolstoi. In dieser Weise musiziert der Autor mit dem Gegensatz der beiden Brüder. Den einen lässt er in den Bibliotheken des Gutes über Büchern sitzen, den andern im Stall darauf warten, dass eine Kuh endlich kalbe. Den einen beschäftigt Novalis, den andern die Viehzucht. Bernhard schreibt, wie der Musiker komponiert: er setzt Themen und Motive gegeneinander, wiederholt und variiert. Der Leser aber müsste zugleich ein Hörer sein. Dann widerfährt ihm, was Peter Handke in seinem Aufsatz *«Als ich ‹Verstörung› von Thomas Bernhard las»* beschreibt. Weniger die Geschichte, die erzählt wird, vielmehr das Szenische, die in sich geschlossene Welt des Romans lassen den Leser nicht mehr los. Handke

reist und liest im Zug, er kommt an und ruft ohne Erfolg einen Bekannten an. Das Buch lässt ihm keine Ruhe, auch später nicht, wenn er noch einmal angerufen und sich niemand gemeldet hat. Er liest in einer Gaststätte weiter, zur Musik eines Stehgeigers: *«Ich las und las und las...»*

Murau, der vor wenigen Tagen aus dem verhassten Wolfsegg nach Rom zurückgekehrt ist — er hat der Hochzeit einer seiner Schwestern mit einem badischen Weinflaschenstöpselfabrikanten beiwohnen müssen —, erhält ein Telegramm, das ihm mitteilt, seine Eltern und sein Bruder seien bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Er sitzt in seinem *«Denkkerker»,* Familienphotos vor sich, und indem er die Bilder betrachtet, schildert er den Vater, die Mutter, den Bruder, die eigene Jugend im geistfeindlichen Wolfsegg, wo die Nazigrössen ein- und ausgingen, wo der hohe Klerus zu Gast ist nach dem braunen Spuk nicht anders als zuvor, wo die Jäger alles gelten und die überlebenden Schwestern nichts weiter als *«dumme Landpomeranzen»* sind. Zum Begräbnis muss er wohl oder übel wiederum nach Wolfsegg reisen. Diesmal kehrt er als der Erbe zurück, und er erlebt Aufbahrung und Beisetzung, Beileidsbezeugungen und Totenbräuche als ein Theaterritual, mit dem er nichts zu tun haben will. Er macht ein Testament und übereignet *«ganz Wolfsegg, wie es liegt und steht, und alles Dazugehörende, als ein bedingungsloses Geschenk der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien».*

Der Roman besteht aus den Aufzeichnungen, die der sechsundvierzigjährige Frank-Josef Murau in seinem letzten Lebensjahr in Rom geschrieben hat. Murau ist eine jener zumeist in einsamer Zelle, im Turm, in düsterer Zimmerhöhle und in schattiger Engnis einer Schlucht verweilenden Erzählerfiguren, von denen Bernhards Werk mehrere aufweist, man denke nur an die Brüder in *«Amras»* oder an den Kulterer in seinem Gefängnis. Gemeinsam mit seinen literarischen Vorgängern im Werk Bernhards hat Murau auch die Besessenheit, mit der er nach einem Leben im Geiste strebt. Wie er sich von der dumpfen Welt Wolfsegg abwendet, eifert er dem Vorbild seines verstorbenen Onkels Georg nach, dem *«Geistesmenschen»* in der Familie. Muraus Lebensbedürfnisse sind eindeutig elitär; aber ich sehe keinen Grund, diesen Begriff abwertend oder höhnisch zu gebrauchen, wie es in den letzten Jahren aufgekommen ist. Muraus vernichtende Rede gegen die Welt der Gutsbesitzer, Jäger und Opportunisten, die sich zwischen Nationalsozialismus und Katholizismus ein Leben auf niedriger Kulturstufe eingerichtet haben, bekräftigt den Gegensatz zu einer geistigen Welt, die durch Rom, London, die Philosophie und die Werke der Weltliteratur repräsentiert wird. Während in Wolfsegg die Bibliotheksräume abgeschlossen sind, lebt Murau in Rom im Umgang mit seinem Schüler Gambetti, mit ein paar Freunden auch, zu denen die Dichterin Maria gehört, eine Figur, in der Thomas Bernhard Ingeborg Bachmann ein Denkmal setzt. *«Meine schon damals grösste Dichterin»* nennt er sie, und der gleiche Murau, der gegen Wolfsegg und alles, was damit zusammenhängt, den badischen Weinflaschenstöpselfabrikanten eingeschlossen, rücksichtslos und vielleicht ungerecht mit verletzenden Worten und Wendungen um sich schlägt, spricht von ihr mit Verehrung und Zuneigung, ja mit Zärtlichkeit. Mit ihr kann er über Schopenhauer lange

und gescheite Gespräche führen und der *«Welt als Wille und Vorstellung»* Marias Gedichte gegenüberstellen. Er habe sie regelmässig getroffen, sagt er zu Gambetti. Maria sei die einzige Frau, mit der er einen Kontakt wirklich gepflegt habe und zu der zu gehen er jede Woche ein Bedürfnis gehabt habe die ganze Zeit. *«Zu der gescheiten gehst du, habe ich immer gedacht, zu der phantasievollen, zu der grossen, denn ich zweifelte nicht einen Augenblick daran, dass das, das sie schreibt, auch gross ist, immer noch grösser gewesen ist, als alles andere von allen anderen Dichterinnen.»* Auch dies ist im Stil des *«Übertreibungskünstlers»* gesagt. Aber die Verehrung ist spürbar, auch dort, wo er ihr *«böhmisches Gedicht»* eines der besten und schönsten unserer Literatur nennt. *«Böhmen liegt am Meer»,* heisst das Gedicht, auf das er anspielt, Verse, die den Zerfall, die Sehnsucht nach Untergang ebenso beschwören wie die ferne Zeit, da Böhmen *«noch am Meer»* lag, nämlich als Illyrer, Veroneser und Venezianer alle dazugehören konnten. Die Dichterin Maria und Murau haben zu dieser versunkenen Kulturwelt wie zu allem, was in einem ganz anderen Sinn als dem, der in Wolfsegg herrscht, *«österreichisch»* ist, eine innige Beziehung. Dies nämlich ist ein umfassendes, grenzüberschreitendes geistiges und kulturelles Universum, und es schliesst selbstverständlich ein, was die grossen Schriftsteller und Dichter geschaffen haben, die Russen, die Deutschen, die Franzosen. Einige werden mit Namen genannt, so besonders Jean Paul mit dem *«Siebenkäs»,* Kafka, Novalis auch, die Philosophen.

Es ist nicht unverfänglich, den Rang dieses grossen Romans innerhalb des Gesamtwerks Bernhards und erst recht im Rahmen der deutschen Nachkriegsliteratur zu bestimmen. Nur schon die fast unbegreiflich emsige Produktion dieses Schriftstellers, die Hervorbringung immer neuer Gestaltungen seiner Weltsicht machen es schwerlich möglich, die Romane und die Erzählungen, auch das umfangreiche Werk fürs Theater, gegeneinander abzuwägen. Er sei, hat er früh schon gesagt, ein Geschichtenzerstörer. Aber mir scheint, in *«Auslöschung. Ein Zerfall»* liege eine Art Summa vor, sicher ein Hauptwerk, wenn nicht die kühnste und kompromissloseste Bernhard-Geschichte, die er je geschrieben hat. Vielleicht braucht der Leser zunächst mehr Selbstdisziplin und Ausdauer, ehe er in Muraus Aufzeichnungen ganz eindringt und schliesslich hineingezogen wird in den Sog dieser Prosa, die immer zugleich abstösst und fasziniert, 650 Seiten äusserster Konzentration und virtuoser Durchhaltung einer Sprechsituation. Der hier schreibt, Franz-Josef Murau in seinem Römer Denkkerker, gibt sich in einem monumentalen Monolog Rechenschaft über seine Herkunft, seine Kindheit und Jugend, und er begründet damit seinen letzten Willen, der darin besteht, Wolfsegg auszulöschen. Thomas Bernhards episches Werk gipfelt in diesem schonungslosen und zärtlichen, Beschimpfung und Verehrung umspannenden grossen Roman. Das es sein letztes Wort sei, wird man dennoch bezweifeln.

Anton Krättli

[1] Thomas Bernhard, «Auslöschung. Ein Zerfall». Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1986.

Katholik, Kommunist, Kalter Krieger

Vom neuerwachten Interesse an Gustav Regler

Ein Anfang ist gemacht. Er ist wieder präsent — auf dem Buchmarkt ebenso wie in der Germanistik. Ob er auch gelesen wird? Jedenfalls ist es nun weniger schwierig als vor ein paar Jahren, einen fanatischen, impulsiven, tief religiösen und durch und durch humanen Mann kennenzulernen, einen immer ein wenig am Rande der literarischen Aufmerksamkeit stehenden deutschen Dichter des 20. Jahrhunderts, der von sich selbst einmal sagt: *«Es ist ein Zwang in meinem Leben. Die wichtigen Entscheidungen resultierten nie aus langem Nachdenken, eher aus einem Wunsch nach Klärung.»* Sein Leben war reich an wichtigen Entscheidungen. Die meisten von ihnen gehen uns immer noch an. Die Rede ist von Gustav Regler.

Der kurz vor einem Besuch bei Pandit Nehru 1963 in Delhi verstorbene saarländische Dichter war lange Zeit hindurch so gut wie vergessen. Sein wahrlich bewegtes Leben, das 1898 im katholischen Merzig begann, repräsentiert wie nur wenige die historischen Erfahrungen unseres, immer noch unseres Jahrhunderts. Die Jugendjahre des zu steter Suche nach dem rechten Weg erzogenen Buchhändlersohnes werden abrupt unterbrochen durch den Ersten Weltkrieg, dessen Endphase Gustav Regler im Lazarett und schliesslich in einem wahrhaft schrecklichen Irrenhaus erlebt. Davon erzählt das erste Kapitel seiner erstmals 1958 erschienenen, später als Suhrkamp-Taschenbuch erhältlichen und nun in einer gebundenen Ausgabe wieder greifbaren Autobiographie[1]. Reglers Lebensgeschichte, das darf man ohne Übertreibung sagen, ist ein grossartiges Buch, das es, wenn Vergleiche erlaubt sind, an Lebendigkeit und Poesie mit den Lebensrückblicken eines Heinrich Mann oder eines Ludwig Marcuse gewiss aufnehmen kann. Der Katholik von der Saar, der bereits 1918/19 in Berlin nachhaltige Bekanntschaft mit den Turbulenzen der Politik macht, studiert nach dem Krieg Germanistik in München und Heidelberg. Für kurze Zeit bewegt er sich im Dunstkreis Stefan Georges, und 1922 promoviert er über *«Die Ironie im Werk Goethes»*. Nach seiner Heirat jedoch nimmt Reglers an überraschenden Wendungen reiches Leben zunächst einen ganz ungermanistischen Verlauf: Er wird Textilkaufmann im Betrieb des Schwiegervaters. Doch lange hält er es nicht aus. Es drängt ihn zum Schreiben. Er arbeitet als Journalist, lernt Paris kennen und Worpswede. Dort lebt die Malerin Marieluise Vogeler, die bald seine zweite Frau werden sollte. Seit seinem ersten Roman *«Zug der Hirten»* (1929) gilt Gustav Regler als vielversprechender Prosaautor. Wie viele moralisch engagierte Intellektuelle der Weimarer Zeit nähert er sich Ende der zwanziger Jahre der KPD.

Die wohl interessanteste und zugleich bitterste Phase seines Lebens beginnt. In der Künstlerkolonie von Berlin-Wilmersdorf lernt Regler spätere Genossen kennen: Ernst Busch wohnt dort, auch Erich Weinert, Ernst Bloch, Erich Mühsam, Arthur Koestler oder

Peter Huchel. 1931 endlich tritt er in die Partei ein: *«Es gibt keine komplizierte, etwa ideologische Erklärung meines Beitritts zur Kommunistischen Partei. Alle Sicht wurde vereinfacht zu dem einen Satz: So kann es nicht weitergehen!»* Vorgegeben ist nun auch ein bestimmter Typus von Literatur. Nicht lange währt sein literarischer Ruhm, der vor allem herrührt von dem vielgelesenen Gefängnisroman *«Wasser, Brot und blaue Bohnen»* (1932), seinem erfolgreichsten Buch übrigens. Schon *«Der verlorene Sohn»* (1933) kann nicht mehr in Deutschland erscheinen. Literatur ohne Politik, das dritte Kapitel der Autobiographie macht es deutlich, scheint spätestens jetzt nicht mehr möglich.

Der disziplinierte Parteisoldat Regler arbeitet zunächst für den Pariser SDS, den *«Schutzbund deutscher Schriftsteller»*. Klaus Mann, der ihn 1934 beim Moskauer Schriftstellerkongress trifft, charakterisiert Regler als *«noch derartig kommunistisch, dass einem vor so viel militantem Glaubenseifer etwas ängstlich zumute wird»*. Oskar Maria Graf, dem barocken Humanisten, ist er viel zu ernst und beflissen. Die bevorstehende Abstimmung über die Zukunft des Saarlandes treibt Regler wieder in seine Heimat — nun aber als Agitator im Dienste der Partei. Bert Brechts Liedzeile *«Haltet die Saar, Genossen!»* (sie gibt den Titel ab für eine literarisch-politische Anthologie zum *«Saarkampf»*, die Ralph Schock 1984 herausgegeben hat), wird auch Reglers Losung. Die Saar aber kehrt «heim ins Reich». Tief enttäuscht vom Verlauf der Dinge, mit erster Skepsis auch gewissen Parteigenossen gegenüber, erlebt Regler die grosse Sowjetunion. *«Ich siebte bereitwillig Russland durch ein Sieb mit grösseren Löchern»*, heisst es im *«Ohr des Malchus»*. Doch nicht nur die Stalinschen Schauprozesse, auch ein Besuch der in jeder Hinsicht darniederliegenden Wolgarepublik vertragen sich nur noch schwer mit der grossen Idee einer besseren und gerechteren Gesellschaft. *«In Spanien, das fühlte ich, würde eine andere Luft wehen; dort war der Tod ein Schutz gegen Verrat und Richter; dort starb man durch den Feind; wie gut es war, an Tod zu denken!»* In den folgenden Monaten hat er den Tod ständig vor Augen. Der Soldat und politische Kommissar bei den Internationalen Brigaden — eine kurze Szene aus Joris Ivens' berühmtem Film *«The Spanish Earth»* macht das schlagartig klar — verschreibt sich ganz und gar der neuen Aufgabe: den Feind in der Madrider Universitätsstadt aufzuhalten, die Brücke von Arganda zu verteidigen, die Mussolini-Italiener vor Guadalajara auf die Seite der Republik zu ziehen. Das Spanien-Kapitel, durchaus umstritten in seinen Situationsdarstellungen und -bewertungen, gehört zu den bewegendsten Passagen von Reglers Lebensgeschichte. Seine schwere Verwundung bei Huesca 1937 — eine Zeitlang gilt er als gefallen — geht zeitlich einher mit den vielen Verletzungen, die ihm die Partei zugefügt hat.

Reglers Zweifel an deren alleinseligmachenden Weisheit sind bei aller Loyalität und Selbstdisziplin nun kaum noch zu unterdrücken. Bereits vor Francos Sieg, mehr noch nach dem Hitler-Stalin-Pakt und den Erfahrungen im Internierungslager Le Vernet und vollends dann im neuen Exilland Mexiko löst sich Regler von der Kommunistischen Partei. Im letzten, nur noch summarischen Kapitel von *«Das Ohr des Malchus»* beschreibt Gustav Regler seine allmähliche *«Rückkehr zur*

Individualität», die ihn schliesslich dazu befähigt, diesen so welthaltigen wie sprachkräftigen literarischen Entwurf eines bemerkenswerten Lebens zum Abschluss zu bringen. Gesehen durch das Brennglas seines engangiert handelnden, impulsiven und stets sinnsuchend-reflektierenden Ichs vermag Regler mehr als ein halbes Jahrhundert in einer literarisch ansprechenden, streckenweise sogar poetischen Form dichterisch zu gestalten. Die auch äusserlich schöne Neuausgabe von *«Das Ohr des Malchus»,* obschon sie den Leser kommentarlos alleinlässt, bereichert jedenfalls das Angebot an deutscher Literatur des 20. Jahrhunderts auf das erfreulichste.

Nicht immer hat Regler so souverän und gut geschrieben wie in seiner Autobiographie. Sein kämpferischer Saar-Roman *«Im Kreuzfeuer»* zum Beispiel, der gerade in die verdienstvolle Taschenbuchreihe *«Verboten und verbrannt/Exil»* aufgenommen wurde, darf als Musterbeispiel kommunistischer Auftragsarbeit bezeichnet werden[2]. Zudem, da sich die Parteilinie schneller änderte als die Parteidichter schreiben konnten, hatte sich das Buch bei seinem Erscheinen im Jahre 1934 schon selbst überlebt. In seinem Nachwort charakterisiert Gerhard Schmidt-Henkel dieses Werk als *«einen kommunistisch-patriotischen Agitationsroman und einen Heimatroman zugleich».* Aus zweierlei Gründen bleibt das Buch auch heute noch interessant: Zum einen kann der Leser, eindringlicher als anderswo, die innere Beschaffenheit einer vor allem von 1919 bis 1935 im Kreuzfeuer divergierender Interessen stehenden Region und damit ein wenig beachtetes Kapitel deutscher Geschichte kennenlernen. *«Im Kreuzfeuer»* repräsentiert und bündelt, seiner *«Sonderstellung innerhalb des Reglerschen Œuvres»* zum Trotz, die saarländische Komponente in Reglers gesamtem literarischen Schaffen. Zum anderen aber, und das ist wohl ebenso spannend, lässt sich das beklemmend-triste Menschen-, Geschichts- und Gesellschaftsbild eines deutschen Stalinisten im Korsett der Darstellungsdoktrin des frühen sozialistischen Realismus hier im Detail verfolgen — samt seiner von der Parteilinie vorgegebenen Illusionen: *«Mensch, war hier nicht schon Sowjetdeutschland?»* Die ungeheuren Spannungen, denen wahrheitssuchende kommunistische Intellektuelle zur Zeit des antifaschistischen Kampfes ausgesetzt waren und von denen oft genug berichtet worden ist — *«Im Kreuzfeuer»,* fünfzig Jahre später gelesen, vergegenwärtigt sie eindringlich.

Diesem Buch und ebenso Reglers wesentlich anspruchsvollerem Bauernkriegsroman *«Die Saat»* (1936) gilt das Hauptaugenmerk einer literaturwissenschaftlichen Untersuchung, die der Saarbrücker Germanist Ralph Schock veröffentlicht hat[3]. Beide Bücher sind, wie der Mitarbeiter der seit 1978 bestehenden *«Arbeitsstelle für Gustav-Regler-Forschung»* an der Universität des Saarlandes im einzelnen zeigen kann, nicht denkbar ohne die literaturpolitischen Debatten ihrer Entstehungszeit. Ausführlich analysiert Schock die oft wenig differenzierte Figurenzeichnung des *«mittleren Regler»* sowie — und das ist neu und sicher auch für andere Exilromane fruchtbar — die den beiden Texten implizit eingeschriebenen Männerphantasien. *«Saubere Mädels und starke Genossen»* (Michael Rohrwasser) mag hierfür als Stichwort genügen. Minuziös rekonstruiert werden die erschreckenden und historisch äusserst aufschlussrei-

chen Denk- und Wahrnehmungsmuster eines deutschen Kommunisten der dreissiger Jahre. Fast ebenso detailliert beschäftigt sich die Studie mit Reglers Aktivitäten im Spanischen Bürgerkrieg sowie mit seinen kurz darauf entstandenen Spanienkriegsromanen, unter denen das von Reglers Freund Ernest Hemingway geförderte Epos *«The great Crusade»* (1940) — bei uns unter dem Titel *«Das grosse Beispiel»* — am bekanntesten wurde. Auch zu dem bislang recht undurchsichtigen und in der Autobiographie nur recht allgemein dargestellten Wandlungsprozess vom Kommunisten zum Kalten Krieger weiss Schock, gestützt auf neue und zum Teil überraschende Funde aus dem Nachlass, viel Erhellendes zu sagen. Das traurige Kapitel des von vielen ehemaligen Freunden zum «Renegaten» gestempelten Dichters dokumentiert der Autor mit Akribie und Sinn für Nuancen. Seine voluminöse Darstellung konzentriert sich ganz auf die Jahre zwischen 1933 und 1940. Es sind die wohl interessantesten Jahre im wechselvollen Leben eines Mannes, der wegen seiner konsequent antifaschistischen Haltung und seines zeitweise inbrünstigen Glaubens an den Kommunismus nicht ins westdeutsche, wegen seines fast ebenso glühenden Antikommunismus nach 1945 nicht ins ostdeutsche Klischee vom exilierten Schriftsteller passt. Regler sei, so Schocks vorsichtiges Urteil, *«eher ein Opfer denn ein Agent des Kalten Krieges»*. Die Untersuchung würdigt ihn auf differenzierte und behutsame Weise als den, der er (auch) ist; einer von vielen Künstlern des 20. Jahrhunderts, die zwischen die Mühlsteine Hitler und Stalin geraten und, keinesfalls unbeschädigt, so eben noch einmal davonkommen. Ralph Schocks Beitrag zur Exilforschung macht einmal mehr deutlich, wie gewinnbringend und auch spannend solide literarhistorische Forschung noch immer sein kann. Seine materialreiche und aus vielen Quellen gearbeitete Studie informiert auch über die Regler-Rezeption und — soweit vorhanden — über die Regler-Forschung. Zudem enthält sie ein nützliches Personenregister und eine brauchbare Bibliographie. Einen grösseren Leserkreis allerdings wird diese Spezialuntersuchung nicht finden. Ganz eindeutig handelt es sich um ein Opus für Germanisten, das leider, wie dies mittlerweile für viele geisteswissenschaftliche Spezialstudien üblich geworden ist, äusserst lieblos aufgemacht ist. Die Germanisten zumindest wird es nicht abschrecken.

Dass man auch für ein kleines wissenschaftliches Fachpublikum gediegene Bücher machen kann, beweist immer wieder der hierzulande kaum bekannte Verlag Camden House aus Columbia im amerikanischen Bundesstaat South Carolina. Unter den von Donald G. Daviau und Ludwig M. Fischer zusammengestellten 24 Beiträgen zu einem nunmehr schon vier Jahre zurückliegenden Symposium über Wirkung und Wertung der Exilliteratur finden sich auch drei kleinere Studien zum Werk von Gustav Regler, den Gerhard Schmidt-Henkel als Exilautor *«mittleren Ranges»* bezeichnet, bei dem die politische Moral immer vor der schriftstellerischen Originalität rangiere[4]. Schmidt-Henkels Ausführungen über Gustav Reglers Romane *«Das grosse Beispiel»* und *«Juanita»* als Versuche einer literarischen Verarbeitung des Spanischen Bürgerkrieges bieten zusammen mit Ralph Schocks Ergebnissen zum selben Thema die bislang plausibelsten Interpretationsansätze

zum Spanien-Komplex innerhalb des Reglerschen Gesamtwerks. Michael Winter vergleicht *«Das grosse Beispiel»* mit Stefan Heyms *«Der bittere Lorbeer»* und Alfred Andersch' *«Winterspelt»*, und Fritz Hackert interpretiert *«Die Saat»* als überzeugende Antwort eines Exilschriftstellers auf den völkischen Bauernroman der Nazizeit. Die wissenschaftliche Erforschung der deutschsprachigen Exilliteratur, über die aus diesem äusserst anregenden Band eine Menge zu lernen ist, kann auch Gustav Regler mittlerweile nicht mehr ignorieren.

Dass dies so ist, ist ganz wesentlich der *«Arbeitsstelle für Gustav-Regler-Forschung»* und deren Leiter Gerhard Schmidt-Henkel zu verdanken. Als Festgabe für diesen verdienten Saarbrücker Germanisten hat sich sozusagen ein ganzes literaturwissenschaftliches Institut aufgemacht, das Schaffen Gustav Reglers zu untersuchen. Entstanden ist ein erstaunlicher Sammelband zu fast allen Aspekten des Reglerschen Œuvres, der die immense Arbeit der Forschungsstelle auf das vorteilhafteste dokumentiert[5]. Das Sensationellste daran ist sicher der erste Teil, der Reglers *«Personal Diary 1940»*, versehen mit einem vorbildlichen Kommentar von Ralph Schock und Günter Scholdt, erstmals der Öffentlichkeit vorstellt — und damit viele der Einsichten Schocks und Schmidt-Henkels zu Reglers Lösungsprozess von der Kommunistischen Partei nachvollziehbarer macht, als dies bislang der Fall sein konnte. Die Themen der Beiträge reichen von Reglers Dissertation bis zu seinem *«Aretino»*-Roman. Über *«Das Ohr des Malchus»* also erfährt man nichts, wohl aber über *«Zug der Hirten»*, *«Der verlorene Sohn»* und *«Die Saat»*, über die Spanienromane, den Azteken-Roman *«Amimitl»*, den wenig bekannten Text *«Sterne der Dämmerung»* und — auch dies ein Novum — über Gustav Reglers Gedichte. *«Neben den Romanen und dem schmalen lyrischen Werk verdient in Zukunft vielleicht die Essayistik, überhaupt die nicht-belletristische Komponente stärkere Beachtung»*, schreiben die Herausgeber in ihrem Vorwort und stecken damit den Rahmen für ihre weitere Arbeit ab. Um diesen Saarbrücker Sammelband wird nicht herumkommen, wer immer sich näher mit Gustav Regler und seinem Werk beschäftigen möchte. Und auch der nicht-germanistische Leser, dem nach wie vor Alfred Diwersys Zusammenstellung von Bildern und Zeugnissen eine erste, über das Werk hinausreichende Bekanntschaft mit dem Autor vermitteln kann, wird aus den Dokumenten und Analysen dieses Saarbrücker Sammelbandes Gewinn ziehen. Sicher scheint nach all diesen Publikationen auch, dass sich die bisherige Arbeit der Forschungsstelle gelohnt hat — und dass von ihr noch einiges zu erwarten ist.

Von Gustav Regler ist heute — fünfzig Jahre nach Beginn des Spanischen Bürgerkrieges — wieder des öfteren die Rede. Der Exilliteratur-Forschung, die neuen Publikationen zeigen es, ist er seit einiger Zeit schon kein Unbekannter mehr. Gleichwohl wäre es vermessen, von einer Regler-Renaissance zu sprechen. Überdies scheint es mehr als fraglich, ob es dazu je kommen wird. Denn was den engagierten Saarländer während eines ausgefüllten Lebens beschäftigt hat, weist eine enorme Spannweite auf, der sicher nicht jeder Regler-Leser folgen möchte. Sein in den ästhetischen Qualitäten doch extrem unterschiedliches literarisches Vermächtnis, von den Gefängnissen der Weimarer

Republik bis zu den Geheimnissen der Azteken, bleibt in seiner Vielfalt beeindruckend und — bei allen gelegentlich durchaus angebrachten Bedenken — doch auch bewundernswert. Faszinierend aber, besonders *«Das Ohr des Malchus»* führt es vor Augen, ist die Persönlichkeit dieses Mannes, den Gerhard Schmidt-Henkel so charakterisiert: *«Ein für seine Generation typischer Wahrheitssucher und Glaubenssüchtiger, ein Katechet und Häretiker, ein Renegat und zum Mystizismus neigender Aufklärer, der seine individuellen Krisen und die objektiven politischen Konflikte literarisch verarbeitet und, im geglückten Fall, dichterisch gestaltet.»* Gustav Regler, das zeigen die Werke aus seiner Feder ebenso wie die Studien über ihn, ist nicht «nur» einer der vielen mehr oder minder vergessenen Exilierten. Er ist auch, in seinen besten Texten, ein bedeutender deutscher Dichter — wenn nicht der ersten, so ganz sicher der zweiten Garnitur. Die Frage nach Reglers literarischem Rang jedenfalls sollte auf der Grundlage breiter und fundierter Werkkenntnis von möglichst vielen weiter diskutiert und einer Klärung zugeführt werden. Ein unpathetischer Schlussappell sei deshalb gestattet. Er lautet schlicht: Wer über das innere und äussere Chaos dieses Jahrhunderts unterrichtet sein will und gerne gute Prosa liest, der notiere sich auf seiner Lektüreliste auch den Namen Gustav Regler!

Klaus Hübner

[1] Gustav Regler: Das Ohr des Malchus. Eine Lebensgeschichte. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1985. — [2] Gustav Regler: Im Kreuzfeuer. Ein Saar-Roman. Mit einem Nachwort von Gerhard Schmidt-Henkel. S. Fischer-Verlag, Frankfurt 1986. — [3] Ralph Schock: Gustav Regler — Literatur und Politik (1933—1940). R. G. Fischer-Verlag, Frankfurt 1984. — [4] Donald G. Daviau / Ludwig M. Fischer (Hrsg.): Exil: Wirkung und Wertung. Ausgewählte Beiträge zum fünften Symposium über deutsche und österreichische Exilliteratur. Verlag Camden House, Columbia / South Carolina 1985. — [5] Uwe Grund / Ralph Schock / Günter Scholdt (Hrsg.): Gustav Regler — Dokumente und Analysen. Tagebuch 1940 und Werkinterpretationen. Saarbrücker Druckerei und Verlag, Saarbrücken 1985.

Carl J. Burckhardt in seinen Briefen

Man kennt von Carl J. Burckhardts Briefen vor allem jene, die er zwischen 1919 und 1929 mit Hugo von Hofmannsthal gewechselt hat — ein bewegendes Zeugnis kultureller Zeitgenossenschaft, reich an Passagen sensibler Gegenwartsdiagnose und besorgter Vorahnung des Kommenden. Im Jahre 1970 kam dann der Briefwechsel mit Max Rychner heraus, das Dokument der Lebensfreundschaft zweier belesener Humanisten und ihres vertrauten, zuweilen fast burschikosen geistigen Austauschs. Nun hat das Kuratorium, das seit 1974 den Nachlass des Schweizer Diplomaten, Historikers und Schriftstellers betreut, weitere dreihundert Briefe veröffentlicht, die einen

Zeitraum von über sechzig Jahren, von Burckhardts Ausbildung im Internat Glarisegg bis zu seinen letzten Lebensjahren in Vinzel über dem Genfersee ausmessen[1]. Und erst jetzt wird für eine weitere Öffentlichkeit sichtbar, welch wichtiger Platz in Burckhardts Gesamtwerk den Korrespondenzen zuzuweisen ist, diesem Mittel zur Selbstdarstellung im schriftlich fixierten Gespräch, das der Autor ebenso dem Untergang geweiht sah wie manches andere, das für sich selbst zu bewahren er für wichtig hielt.

Carl J. Burckhardt war eine durch Geburt und Lebensumstände privilegierte Persönlichkeit. Nach Abschluss seines Studiums und im weiteren Verlauf seiner Karriere wählte er zwischen hohen und höchsten Ämtern, war Attaché in Wien (1919—1922), Professor für Geschichte in Zürich und Genf (1929—1936), Hoher Kommissar des Völkerbundes in Danzig (1937—1939), Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (1944—1948), Gesandter in Paris (1945—1949). Aus der Gunst seines Herkommens erklärt sich wohl, trotz deutlich konservativer Grundhaltung, die bemerkenswerte Unabhängigkeit des Urteils, die den geistigen Umgang mit dieser Persönlichkeit so anziehend macht. Den Preis an stillschweigender Anpassung, den andere bei ihrem Aufstieg zahlen, hat Burckhardt nicht entrichten müssen, und auch auf die Freiheit, sich notfalls unbeliebt zu machen, legte er Wert. Zur Glückhaftigkeit dieser Laufbahn gesellte sich indessen auch — und dies macht uns den Menschen als Staatsbürger interessant — der in der Tiefe seines Wesens angelegte, bis zur Selbstgefährdung gesteigerte Wille, es sich nicht leicht zu machen; hierin wohl wurzelten sein Pflichtgefühl und seine Solidarität in menschlichen und administrativen Belangen.

Unabhängigkeit und Solidarität kennzeichnen auch die hier neu vorgelegten Briefe. Burckhardt wendet sich an Schriftsteller, Künstler, Wissenschafter, Politiker, aber durchaus nicht immer nur an Prominenz; und immer bleibt er der aufmerksame, rücksichtsvolle Dialogpartner, unverkennbar in seiner durch Stil und Stellungnahme geprägten individuellen Präsenz. Manche dieser Briefe verdienten die Aufnahme in eine Anthologie, die man sich zum geistigen Leben unseres Landes im 20. Jahrundert wünschte. Die Frage nach dem Verhältnis zur Schweiz, nach deren Identität, ist auf diesen Seiten allgegenwärtig, wird immer wieder, auf verschiedenen Reflexionsebenen, neu angegangen. Nicht selten finden sich Äusserungen spontanen Unmuts, ja der Verärgerung, zuweilen durchsetzt mit jener gallig-scharfzüngigen Basler Mundart, die schon Carl J. Burckhardts grossen Vorfahr und Namensvetter überkam, wenn er seiner zeitkritischen Erregung nicht Herr wurde. *«Wie viele Schweizerleben»,* schreibt er etwa im Jahre 1949 aus Frankreich, *«sah ich in den letzten Jahren verpatzt durch die Dorfgassenangst: het er e Stell? Was für e Stell? Alles bringt man dieser aus Neid und Angst, Spiesserkonvention und Brösmeligeist gemischten saudummen Vorstellung zum Opfer: Kunst, Leben, Weite.»*

Was hier mit launiger Direktheit hervorbricht, findet sich anderswo zu versöhnlicher Einsicht gemildert. *«Ich habe meine Landsleute gern»,* heisst es in einem aufschlussreichen Brief von 1953, *«bin ein guter Schweizer. Aus meinen besonderen historischen Voraussetzungen heraus teile ich nicht jenes*

seltsame Verhalten besonders der Deutschschweizer gegenüber der sogenannten europäischen Oberschicht, soweit sie noch existiert; ich habe nie das Gefühl gehabt, ein ‹grosses Haus› zu betreten, ob mit Recht oder mit Unrecht hatte ich immer ein selbstverständliches Gefühl der Gleichberechtigung... Aber das ist eigentlich das einzige, was mich von einer gewissen kollektiven Reaktion meiner Miteidgenossen bisweilen trennt.»

Nachdenken über die Schweiz auch dann, wenn Burckhardt sich im Verkehr mit ausländischen Briefpartnern Eigentümlichkeiten unseres Landes erklärend bewusst macht. So in einem Schreiben an einen baltischen Adligen aus dem Jahr 1963: *«In unserem hochmerkwürdigen kleinen Land wird ein Herr Escher aus Zürich und ein Berner Mülinen keinen Unterschied empfinden, was Rang und Geltung ihrer Familien anbetrifft. Aber all dies ist sehr leicht, fast schwebend und doch eine bewusste Kraft, die in Österreich völlig fehlt. Ein vom Kaiser Franz gegrafter hoher Beamter, noch in unserem Jahrhundert, wird einen enormen Unterschied fühlen, wenn der Fürst Schwarzenberg vor ihm steht. Derartiges kennen bei uns nur die Bewohner der früheren Untertanen-Kantone.»*

Aus welcher Perspektive sich Burckhardt auch immer zur Schweiz äussert — fast immer bleibt sein Urteil eigenwillig und in seiner Eigenwilligkeit erhellend. Und auffällig ist, dass sich seine Beschäftigung mit der Heimat nie aus dem Ressentiment nährt, dass ihn weder das *«Unbehagen im Kleinstaat»* sonderlich anrührt noch der *«Diskurs in der Enge»* bedrückt. Dass dem so ist, mag sich wiederum aus der Herkunft erklären, in der jene Kleinbürgermentalität, die solchem Ressentiment so gern als Nährboden dient, keinen Platz hatte. Vor allem aber erweist sich Burckhardts Geschichtsverständnis als wirksames Antidot: er entgeht der Bedrängung durch das Provinzielle, indem er die Schweiz nicht isoliert, sondern in ihrer historischen Eingebundenheit in die europäischen Verhältnisse zu verstehen sucht.

Mag Burckhardts Geschichtsverständnis ihm bei der Abwehr von Ressentiments nützlich gewesen sein — zur Abwehr jenes Kulturpessimismus, der schon den Briefwechsel mit Hofmannsthal zu einem Abgesang auf das alte Europa hatte werden lassen, eignet es sich nicht. *«Dass wir schweren, dass wir rohen, grausamen Zeiten entgegengehen... das ist meine Überzeugung»,* hatte er bereits 1927 düster und ahnungsvoll nach Wien geschrieben, und in der Erfahrung des Dritten Reiches erhärtete sich diese Ahnung zur Gewissheit. Die Briefe, die Burckhardt nach 1945 als Gesandter, dann als ein mit vielerlei kulturellen Verpflichtungen belasteter Privatmann schreibt, sind auf dieselbe Moll-Tonart gestimmt, und zeitgeschichtliche Ereignisse wie Vietnam-Krieg und Pariser Mai-Revolution geben keinen Anlass zum Gesinnungswechsel. *«Gegen Kriegsende begann ich zu hoffen»,* schreibt er 1946 aus Paris an Wilhelm Furtwängler, *«dass mir in einem Winkel dieses elenden Flosses, zu dem Europa geworden ist, noch eine Frist vergönnt sein werde, um die begonnenen Bücher zu beenden: da wurde ich unter Druck gesetzt und hierher geschickt, wo ich einer weiteren Verfallsepoche aus nächster Nähe, frühstückend, dinierend, soupierend, unermesslich redend, als Einer beiwohne, der das Ende vom Stück schon im voraus gelesen hat.»*

Nun verwahrt sich zwar der Autor

immer dagegen, als Kulturpessimist bezeichnet zu werden, und vielleicht müsste man in der Tat die Berechtigung dieses Etiketts am geistigen Standort mancher seiner Absender überprüfen. Aber dennoch ist offensichtlich, dass Burckhardt durchaus als Repräsentant jener aus Dekadenzprognose und Erneuerungssehnsucht sich zusammensetzenden Geistesbewegung zu verstehen ist, die mit Nietzsche gegen Ende des letzten Jahrhunderts einsetzte, von Hofmannsthal in der Zwischenkriegszeit mit dem Begriff der *«Konservativen Revolution»* erfasst wurde, unter Hitler sich zu Widerstandsbewegungen wie etwa dem «Kreisauer Kreis» formierte und nach Kriegsende, soweit ihre Mitglieder nicht umgekommen oder diskreditiert waren, eine Phase restaurativer ethischer Selbstbesinnung einleitete — aus dem letzten Sachverhalt erklärt sich, dass der Schweizer in der Adenauer-Ära einer der begehrtesten ausländischen Gastreferenten in Deutschland war.

Man weiss, dass sich Tendenzen dieser konservativen Geistesströmung in fataler Weise mit lebensphilosophischem und nationalistischem Ideengut verbanden und dem aufkommenden Nationalsozialismus den Weg bahnten — die Geschichte dieser Tendenzen ist von liberalem Standpunkt her durch Fritz Stern, von marxistischem Standpunkt her durch Georg Lukács beleuchtet worden. Es ist unzweifelhaft und wird durch die vorliegenden Briefe erneut aufs deutlichste belegt, dass Burckhardts Kulturpessimismus mit jenen Tendenzen wenig gemeinsam hatte, dass er im Gegenteil den Nationalsozialismus mit der ihm eigenen zeitgeschichtlichen Hellhörigkeit früh richtig einschätzte und dessen kulturpolitische Prämissen, insbesondere die durch Oswald Spengler propagierte Gegenüberstellung von deutscher Kultur und westlicher Zivilisation, nicht nachvollzog. In dieser und anderer Hinsicht steht Burckhardts Kulturpessimismus demjenigen Ortega y Gassets, Johan Huizingas und Ernst Jüngers sehr nahe, die alle vor dem Faschismus warnten — im Falle Jüngers freilich spät und auf verdeckte oder nicht ganz unmissverständliche Weise.

So unbestritten es ist, dass dem Kulturpessimismus Burckhardtscher Prägung Widerstandskräfte gegen die faschistische Diktatur innewohnten, so fraglich ist nun allerdings, ob er als Grundlage zur wissenschaftlichen Durchdringung jenes Phänomens angemessen und dienlich ist. In einem kritischen Artikel, den der holländische Historiker Pieter Geyl bereits 1961 dem Werk seines Landsmannes Huizinga widmete, wird unter anderem die Frage aufgeworfen, ob es vertretbar sei, über den Niedergang einer Kultur Erklärungen abzugeben, solange man selbst, als Urteilender, im Prozess drin stehe, ferner, ob ein Kulturbegriff, der von einer individualistischen Bildungsvorstellung ausgehe und das soziale Umfeld unberücksichtigt lasse, nicht zu eng sei. Solchen und ähnlichen Fragen setzt sich auch Burckhardt aus, zum Beispiel, wenn er, auch in den nun vorliegenden Briefen, dazu neigt, den Nationalsozialismus auf das Problem der Vermassung und gestörten Elitebildung zurückzuführen. Gewiss hat Hitler es glänzend verstanden, die Massen zu manipulieren; aber seine *«Machtübernahme»,* wie Burckhardt dies tut, auf den *«Entartungsvorgang der Vermassung»* zurückzuführen, ist als Deutungsversuch fragwürdig und auch konkret schwer zu belegen, haben doch gerade in diesem Falle *«die Massen»* ihr

politisches Gewicht erst spät in die Waagschale der Diktatur geworfen. Eine kritische Würdigung von Carl J. Burckhardts Persönlichkeit und Leistung wird auch solche Schwachstellen seiner kulturgeschichtlichen Sehweise nicht ausser acht lassen dürfen.

Die vorliegende Sammlung von Briefen aus den Jahren 1908 bis 1974, von *Michael Stettler* mit einem einfühlenden Vorwort und von *Ingrid Metzger-Buddenberg* mit einem sachkundigen Anmerkungsapparat versehen, vermeidet freilich jeden kritischen Kommentar; und einen solchen zu liefern war auch nicht der Auftrag. Es handelt sich um eine kleine Auswahl von offenbar mehreren tausend Briefen, was, da man das Übrige nicht kennt und die Selektionskriterien nicht deutlich genug sichtbar gemacht werden können, nur eine Beurteilung mit Vorbehalten zulässt. Es ist zu hoffen, dass der gesamte Nachlass Carl J. Burckhardts möglichst bald und möglichst rückhaltlos der Forschung zugänglich gemacht werde. Denn die Verehrung der Freunde allein ist nicht immer der angezeigteste Weg, das Andenken an eine bedeutende Persönlichkeit weiterzutragen.

Urs Bitterli

[1] Carl J. Burckhardt, Briefe 1908—1974. Fischer Verlag (Frankfurt 1986).

Das Konservative

Zu Peter Dürrenmatts Buch «Zeitwende»

Es ist nicht das erste, aber sein letztes Buch, das uns Peter Dürrenmatt auf den Weihnachtstisch gelegt hat. Seine «Zeitwende»[1] schlägt einen Bogen über die Publikationen, die 1951 mit dem bekenntnishaften, von den Zweifeln der umstürzlerischen Zwischenkriegszeit sich wieder auf festen Boden tastenden *«Zerfall und Wiederaufbau der Politik»* begonnen und 1979 mit der Auseinandersetzung um den Sozialstaat, dem seinerzeit auch in den *«Schweizer Monatsheften»* (Januarheft 1980) ausführlicher besprochenen *«Sonderfall oder Endstation — Die Schweiz im sozialistischen Zeitalter»,* beendet schienen. Dazwischen liegen, um nur die wichtigsten Bücher zu nennen, eine unter dem Titel *«Die Welt zwischen Krieg und Frieden»* zusammengefasste Sammlung weltpoltischer Betrachtungen (1959) sowie eine zweibändige Schweizergeschichte (1976). Die *«Zeitwende»,* die — wie der Untertitel präzisiert — die *«Stationen eines Lebens»* aufzeichnet, das sich seinem Ende zuneigt, zieht den Rahmen, in dem sich dieses alles neben vielem andern entwickelt hat.

Der im Sommer 82 Jahre alt gewordene vorletzte Chefredaktor der am 29. Januar 1977 letzmals erschienenen *«Basler Nachrichten»* und langjährige Nationalrat sagt es so: Was an Erinnerungen festgehalten wird, die sich auf Tagebuchnotizen, Briefe und Ausschnitte aus ausgegrabenen Arbeiten stützen, sind 70 Jahre schweizerischen

Erlebens, verfasst von einem Zeitgenossen, der dieses Erleben *«aus der rechten Ecke»* mitzugestalten versucht hat. So stehe denn auch diese Besonderheit eines in allen Lebensphasen konservativem Denken Verpflichteten im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen.

Das «Umfeld»

Nur ganz kurz, gewissermassen zur intimeren Vorstellung eines Autors, der als solcher wegen seiner ausgebreiteten Tätigkeit der Bekanntmachung nicht bedürfte, indessen trotz allem öffentlichen Wirken ein eher kontaktarmer Einzelgänger geblieben ist, einige persönliche Daten: Peter Dürrenmatt ist am 29. August 1904 als Sohn des damaligen bernischen Fürsprechers und späteren kantonalen Justiz- und Kirchendirektors Hugo Dürrenmatt im selben Herzogenbuchsee geboren, in dem um die Jahrhundertwende noch sein Grossvater Uli Dürrenmatt als Redaktor der *«Buchsi-Zeitung»* und Nationalrat sich als bissiger Vorkämpfer der konservativen Opposition hervorgetan hat. Als zweite, das Gleichmass sprengende Gestalt der «Dynastie» ist der 1921 geborene Dichter Friedrich Dürrenmatt zu nennen, dem in den Erinnerungen der amüsant zu lesende Abschnitt *«Vetter Fritz in Basel»* gewidmet ist. Bei aller Distanz, die zwischen dem ungebärdigen Dramatiker und dem musterhaften Vetter Peter — eine Reminiszenz, die in Friedrich Dürrenmatts Lebensbild *«Stoffe»* nachzulesen ist — immer bestanden hat, darf festgestellt werden, dass das grossväterliche Erbe in jeweilen eigener Ausprägung sowohl vom politisierenden Spross des Regierungsrates wie vom dichtenden Pfarrerssohn in die Gegenwart übertragen worden ist. Im übrigen seien die für den Werdegang des konservativen Publizisten und Politikers Peter Dürrenmatt massgebenden Fakten wie folgt aus dem *«Stationenweg»* resümiert.

Das Elternhaus, wo der Vater die konservative Familientradition in einer zur Toleranz neigenden liberalen Ausprägung vorlebte und die aus einem radikalen (freisinnigen) Haus stammende Mutter *«stockkonservative»* Denkungsart praktizierte — als Beispiel wird die überzeugte Postulierung des Frauenstimmrechts seitens des Vaters und die ebenso entschiedene Ablehnung dieser Neuerung von seiten der Mutter angeführt —, brachte den Heranwachsenden früh schon in lebendigen Kontakt mit der Politik. Als besonders bedeutsam werden die Jahre des Kriegsendes und Generalstreiks (1918/1919) geschildert, die mit dem Abschluss der Bubenjahre im dörflichen Umkreis zusammenfielen. Es folgten die Jahre als Schüler des Burgdorfer Gymnasiums, in denen der Entschluss reifte, das Lehrfach als Lebensaufgabe zu wählen. In den Jahren 1924 bis 1930 widmete sich Dürrenmatt dem Geschichtsstudium, zunächst in Lausanne und dann in Bern, wo die von Richard Feller gelehrte Schweizergeschichte von bestimmendem Einfluss war. Nach bestandenem Staatsexamen begannen Ende Mai 1930 vier Deutschlandjahre, die für den jungen Lehrer wegen der politischen Entwicklungen bedeutsamer werden sollten, als er damals ahnte. Sie führten ihn über eine unbezahlte Volontärstelle an den von freiheitlich-optimistischen Ideen geleiteten Odenwaldschulen des Pädagogen Paul Geheeb in verschiedene Landerziehungsheime. Als Leiter des Heimes Spiekeroog auf der Nordseeinsel gleichen

Namens musste er erfahren, dass die Spannung zwischen einer abgeschirmten *«Pädagogischen Provinz»* und der Realität des aufkommenden Nationalsozialismus, der für die Schülerschaft von faszinierender Anziehungskraft war, wohl wesentliche politische Erfahrungen vermittelte, dass indessen die Stellung eines verantwortlichen Schulleiters im Dritten Reich nicht durchzuhalten war. Der inzwischen 30 Jahre alt Gewordene kehrte in die Heimat zurück, wo ihm durch Vermittlung des Vaters die Übernahme des Zentralsekretariates des 1933 gegründeten *«Bundes für Volk und Heimat»* (BVH) angeboten worden war.

Irrungen und Wirrungen der Zwischenkriegsjahre

Es folgt damit der unter dem Titel *«Mein Weg nach Basel»* geschilderte Lebensabschnitt, der den Pädagogen wie seine beiden Grossväter väterlicher- wie mütterlicherseits, die ebenfalls als Lehrer begonnen hatten und dann zur Politik gekommen waren, in die politische Laufbahn wies. Für den Leser, der die Zwischenkriegsjahre mit ihren Evolutionen nicht selber «mitbekommen» hat, ist die Nachzeichnung der damaligen Vorgänge und des Glacis, auf dem sie sich abspielten, von besonderem Interesse. Selbst wenn gewisse Ereignisse im nachhinein vom Bestreben gefärbt sein mögen, das Engagement in umstrittenen Entwicklungen zu rechtfertigen, ist dieser Abschnitt als weitgehend der Vergessenheit anheimgefallenes Zeitbild von besonderer Bedeutung.

So werden die Rollen des BVH und des Gründers dieser undurchsichtigen Organisation, Samuel Haas, eingehend dargestellt. Insbesondere mit dem Porträt von *«Sam Haas»* ist dem Memoirenschreiber ein kleines Kabinettstück geglückt. Haas hatte 1918 schon unter dem Eindruck des Generalstreiks die *«Schweizer Mittelpresse»* (SMP) ins Leben gerufen, mit der er sich das Ziel gesetzt, durch Vermittlung entsprechenden Stoffs die Landblätter *«bei der gesunden bürgerlichen Stange»* zu halten, sie aus der Abhängigkeit von deutschen Pressediensten zu lösen. Gleichzeitig sollte die SMP aber auch zentrale bürgerliche Koordinations- und Aktionsstelle sein, um in Abstimmungs- und Wahlkämpfen der gehassten Linken ein Paroli zu bieten.

Dürrenmatt bezeichnet die in jener Umgebung verbrachten Jahre — auf den 1. Januar 1936 ist er vom BVH-Sekretariat in eine Redaktionsstelle bei der Mittelpresse übergetreten — als seine dunklen Jahre. Haas, mit dem es Schritt um Schritt vom hochbegabten Publizisten in die Haltlosigkeit abwärts gegangen ist, wird als zerrissene Strindbergfigur dargestellt; er könnte auch einem Roman des damals viel gelesenen Jakob Wassermann entnommen sein. — Im Sommer 1943 hat Dürrenmatt Bern verlassen, um als Nachfolger des sich ganz der Vertretung wirtschaftlicher Interessen widmenden Hermann Büchi (Büro Büchi) den Posten eines Chefs des Inlandteils der *«Basler Nachrichten»* zu übernehmen.

Die mitdreissiger Jahre waren im schweizerischen politischen Geschehen durch die Auseinandersetzung mit diversen Erneuerungsbewegungen gekennzeichnet: Neben den von der traditionellen Linie ihrer Mutterparteien kühn abweichenden, eine Totalrevision der Bundesverfassung betreibenden *«Jugendbewegungen»* der Jungliberalen und Jungkonservativen haben in der

deutschen Schweiz von nationalsozialistischem Gedankengut inspirierte Fronten und in der Westschweiz von Vorstellungen des faschistischen italienischen Ständestaates beeinflusste Bewegungen eine gewisse Bedeutung gehabt. Auf der andern Seite — links von der Mitte bis ganz links — wurde die Sammlung der von Arbeitslosigkeit bedrückten Schichten in einer *«Volksfront»* betrieben. Die Sorgen der sozial gefährdeten Volksgruppen fanden in der Lancierung der Kriseninitiative sprechenden Ausdruck. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang der Hinweis, dass auch die Bauern als wirtschaftlich bedrohter Stand von der Volksfront umworben waren: Aus bäuerlichen Kreisen hatte sich denn auch unter der Führung des Berner Jungbauern Hans Müller die Bauernheimatbewegung von der Stammpartei losgelöst. Zugleich aber hatte sich mit Schwerpunkt im Berner Oberland eine faschistischen Ideen anhängende bäuerliche *«Heimatwehr»* nach rechts abgesetzt; den Heimatwehrleuten passte die offizielle Bauernpolitik ebensowenig wie den Jungbauern, doch noch weniger konnten sie sich mit deren Anlehnung an die linke Volksfront befreunden.

Wo stand der *«Bund vornehmer Herren»* — dies eine damals von seinen Kritikern in Umlauf gebrachte politisch wirksame Verballhornung des der vorrangigen Vertretung von Kapitalinteressen bezichtigten BVH — in dieser Auseinandersetzung? Dürrenmatt erklärt, dass die von ihm betreute Organisation zwar den Fröntlern den Rükken gekehrt habe, weil die *«unreifen Ideen»* dieser Leute für die praktische Politik als ungeeignet betrachtet worden seien, dass man es aber vor allem darauf angelegt habe, der wachsenden Volksfrontagitation Einhalt zu gebieten. Und deshalb wäre denn auch mit der Begründung, es sollten diese Leute *«nicht vollends sich selbst überlassen»* bleiben (Seite 56), die Verbindung mit der Heimatwehr aufgenommen worden. Im Hintergrund habe weiter die Absicht bestanden, im Kanton Bern eine protestantisch-konservative Partei aufzubauen. Was daraus vorerst resultierte, war eine gemeinsame Liste von Heimatwehr, BVH und Nationaler Front (!) für die Nationalratswahlen vom Herbst 1935. Der Erfolg des Unternehmens war indessen ebenso kläglich wie das Vorhaben, mit der eingegangenen Verbindung der Kriseninitiative das Grab zu schaufeln: Ausgerechnet im Kanton Bern hatte dieser gesamtschweizerisch deutlich verworfene Vorstoss zur Erweiterung der staatlichen Eingriffe in die Wirtschaft am 2. Juni 1935 eine zustimmende Mehrheit erhalten.

Mit den Erneuerungsbewegungen links und rechts erlosch auch der Elan für die Totalrevision. Unter dem Eindruck des Kriegserlebnisses haben bald darauf ganz andere Strömungen nochmals zum Versuch einer Neubesinnung geführt. Entstanden aus dem unbedingten Widerstandswillen, zu dem von der oft zitierten, zum Letzten entschlossenen Offiziersgruppe um den späteren Korpskommandanten Alfred Ernst die Parole ausgegeben worden war, und getragen von der Besorgnis um die Entwicklungen in einer pessimistisch beurteilten Nachkriegsperiode, wurde unter der Kennmarke *«Widerstand und Erneuerung»* der Versuch einer politischen und gesellschaftlichen Standortbestimmung unternommen. Ein bernischer Freundeskreis, der sich zu einer *«Eidgenössischen Gemeinschaft»* (EG) ausweitete, war eines die-

ser aus den Zeitumständen zu verstehenden Kristallisationszentren. Dürrenmatt war von dem Kreis als gleichgesinnter Gedankenträger beigezogen worden. Eine andere Gründung jener Jahre, zu welcher Querverbindungen bestanden, war der *«Gotthardbund»*. Als der Zweite Weltkrieg überstanden war und die Nachkriegsprobleme anders als befürchtet sich zu lösen schienen, versickerte auch die Aktivität dieser Gruppen. Ihr Gedankengut blieb indessen da und dort bei Trägern erhalten, die in politische Positionen aufrückten. Unter anderem hat es sich in der Armeereform teilweise durchgesetzt. An ihr hat sich auch Dürrenmatt stark engagiert.

Das Kapitel «Basler Nachrichten»

Unzweifelhaft haben sich die Erfahrungen jener Jahre für manchen direkt Beteiligten vorteilhaft ausgewirkt. Für Dürrenmatt hatten inzwischen die Jahre auf der Redaktion der *«Basler Nachrichten»* begonnen. Zunächst als Inland- und ab März 1949 als Chefredaktor, der die Aufgabe des hochangesehenen Albert Oeri weiterzuführen hatte. Diese Jahre sind für ihn durch den persönlichen Erfolg als Publizist in allen denkbaren Sparten, durch die Wahl ins kantonale Parlament (Frühjahr 1950) und in den Nationalrat (Dezember 1959), gekennzeichnet. Die Erinnerungen lassen den Leser in aller Ausführlichkeit daran teilnehmen. Was allerdings seine Zeitung anbelangt, sollte sich Dürrenmatt als weniger erfolgreich erweisen. Wohl wusste der Chef als Leitartikler die geistige Haltung des Blattes konsequent durchzuhalten, aber noch unter seiner Leitung mussten die später in der abschliessenden Ära Reck endgültig zu Grabe getragenen Hoffnungen auf Behauptung in einer Zeit, die sich der Gesinnungspresse gegenüber immer kritischer erwies, zurückgesteckt werden.

Als bezeichnende Episode in diesem Prozess sei eine Erinnerung auch hier wiedergegeben, die für die Situation wohl kennzeichnender ist, als das dem Memoirenschreiber selber bewusst ist. Es geht um die Auseinandersetzung mit dem neuen Präsidenten des BN-Verwaltungsrates, der von Dürrenmatt um Zustimmung zu dem ihm 1967 angebotenen Lehrauftrag an der Universität Bern für allgemeine Publizistik und praktischen Journalismus angefragt worden war. Ohne Zögern war ihm die Antwort zuteil geworden, dass diese Erlaubnis nicht erteilt werden könne; die Belastung für die Zeitung wäre zu gross. Dürrenmatt kommentiert: *«Mit andern Worten: Der Ruf aus Bern wurde nicht als eine Ehrung auch für unser Blatt, sondern als eine mich persönlich betreffende Angelegenheit ohne Nutzen für die Zeitung betrachtet. Nach ein paar Tagen teilte mir der Präsident freilich mit, er habe die Sache noch mit einem andern Mitglied des Verwaltungsrates besprochen, und das finde, man solle mir erlauben, den Ruf anzunehmen; das vereinfache meine Pensionierung ...»* (Seite 208). Diese Pensionierung erfolgte Ende 1969 mit der Vollendung des 65. Altersjahres, ohne jedoch mit der Enthebung von den Verpflichtungen eines Chefredaktors auch die Einstellung der Mitarbeit als Leitartikler nachzuziehen. — In der wiedergegebenen Episode kommt ein Doppeltes zum Ausdruck: Dürrenmatt war stets der Meinung, alles, was er an Nebenverpflichtungen übernahm, diene ebenso, wie es seinen Ruf mehrte, auch den *«Basler Nachrichten»*, während die um die Schrumpfung der

wirtschaftlichen Basis des Blattes wissenden sparsamen Basler Persönlichkeiten zwar diesbezüglich anderer Auffassung waren, indessen es sehr begrüssten, wenn der aus einer *«Tätigkeit ausser Haus»* sich ergebende Nebenverdienst das Honorarkonto entlastete...

Der seinerzeit vieldiskutierte Tod einer geachteten Zeitung sei hier nicht nochmals ausgewalzt. Nur soviel noch: Dürrenmatt steuert das Detail bei, dass der in den 60er Jahren erneuerte Verwaltungsrat damals schon die These vertreten habe, aus Gründen der dringend nötigen Auflagesteigerung *«e bitzeli wie d'Nazi z'wärde — nit z'vil, aber e bitzeli!»* Diese Tendenz ist tatsächlich nach seinem Abtreten gefördert worden, bis sie mit der Fusion von Basler Nachrichten und Nationalzeitung zur *«Basler Zeitung»* den Nachrichten das Grab geschaufelt hatte. Denn je weiter die *«Anpassung»* getrieben wurde, desto weniger konnte die Zeitung, die auf der treuen Gemeinschaft weltanschaulich festgelegter Leser basierte, sich im auch kostspielige technische Umstellungen erfordernden Wettbewerb mit einer weniger unter geistigen Hemmungen leidenden Konkurrenz behaupten. Zumal die Chancen, neue Leserschichten zu gewinnen, durch administrative Schwächen unnötigerweise noch zusätzlich beschnitten wurden.

Zum Thema...

Nachdem bis hierher versucht worden ist, die eine Zielsetzung zu realisieren, die sich Dürrenmatt mit seiner *«Zeitwende»* gesetzt hat, nämlich den Leser am Erleben teilhaben zu lassen, das zu ihr geführt hat, sei nun aus ihrem zweiten Teil einiges vorgetragen. Er ist darauf angelegt, das Element herauszuarbeiten, der diesen Versuch einer Mitgestaltung der Umbruchjahre sozusagen auf Schritt und Tritt begleitet hat: den konservativen Gedanken darzulegen, der als *«roter Faden»* den Stationenweg markiert.

Setzen wir bei der im *«Umfeld»* angedeuteten Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ein. Aus einem Briefwechsel mit dem Vater, der ihn laufend über die Verhältnisse in der Heimat orientierte, wie der Sohn regelmässig seine Eindrücke vom *«Tatort»* wiedergab, ist ersichtlich, dass Dürrenmatt die *«nihilistische Skrupellosigkeit»* des Nationalsozialismus früh erkannt hat und der Konfusion derer, die ihn als *«konservative Revolution»* interpretieren wollten, mit Entschiedenheit entgegentrat: *«Unter ‹Echtem Konservativismus› verstand ich eine Politik, die sich an den sittlichen Werten und Überzeugungen orientieren würde und das blosse opportunistische Lavieren zu vermeiden hätte. Man kann sagen, dass ich in jenem Moment, da ich Deutschland verliess, der Überlegung huldigte, der Nationalsozialismus sei keine Bewegung der sogenannten ‹Rechten›, sondern eine revolutionäre, alles auflösende Bewegung, deren Wucht die Linke nicht gewachsen sein werde, sondern nur eine Haltung des entschlossenen konservativen Widerstands.»*

Diese einem Beitrag zur Festschrift zum 60. Geburtstag von Walther Hofer (unter dem Titel *«Schweizerbriefe aus Deutschland»* 1980 erschienen) entnommene Klarstellung wird mit einem Zitat im Memoirenbuch anhand eines Briefes vom 2. Mai 1933 noch präzisiert: *«Was ich (am Nationalsozialismus) ablehne, ist die Leugnung der sittlichen Persönlichkeit. Diese Leugnung ist genau so gutes Heidentum wie im*

Bolschewismus. Der Mensch hat im Nationalsozialismus nichts Höheres mehr über sich als den Staat. Auch die Kirche hat diesem Staat restlos zu dienen. Hier trenne ich mich aufs Schärfste von dieser Bewegung...» (Seite 50).

In seinem ersten Leitartikel nach Antritt der Inlandredaktion der *«Basler Nachrichten»* im Juli 1943 hat Dürrenmatt seine Vorstellung davon, was echter Konservatismus sei, gewissermassen als Richtschnur für sein Wirken am neuen Ort nochmals näher umschrieben. Nach einem Blick auf die nach Kriegsende — das noch zwei Jahre auf sich warten lassen sollte — zu befruchtende schweizerische Problematik, warnte er vor einer allzu grossen Programm- und Planungsbereitschaft, die politisch dem Schweizer nicht lägen, und stellte ihr die ständige Besinnung auf die Grundwerte als unumgänglich gegenüber. Die Aufgabe laute, diese Werte zu vertiefen und ihnen zugleich unter den neuen Bedingungen lebendigen Sinn zu verleihen. Dürrenmatt nannte das den eigentlichen Inhalt des oft festgestellten Konservativismus des Schweizers. Als dritte Grösse, um die wir uns eingehend zu bemühen hätten, umschrieb er den schweizerischen Freiheitsbegriff zeitgemässer: *«Die überlieferte Freiheit der Person muss in Einklang gebracht werden mit Forderungen, die die Freiheit des Landes stellt. Neben der politischen Freiheit steht die christliche Freiheit und Verantwortung als wesentlicher Impuls eines Bundes, der auf die religiöse Form des Eides gegründet ist und in seiner Verfassung den Namen des Allmächtigen anruft.»* (Seite 84).

Die Konsequenzen, die sich aus dieser Haltung für Wirtschafts- und Sozialbereich ergeben müssten, wurden auf dieselbe Polarität zwischen Schicksalsgemeinschaft und Ansprüchen der Persönlichkeit zurückgeführt. Nicht verschwiegen wird, dass solche Vorstellungen zum Kurs, den die *«Basler Nachrichten»* als Organ der Basler Liberalen damals noch befolgten, zeitweilig in Konflikt gerieten. Deren Kurs sei weniger konservativ denn reaktionär gewesen. Illustriert wird das mit dem Referendum gegen die AHV, das von der Partei unterstützt wurde, sowie mit der negativen Haltung derselben Kreise gegenüber den neuen Wirtschaftsartikeln der Bundesverfassung, die im gleichen Sommer 1947 dem Schweizervolk zum Entscheid vorgelegt worden sind. Dürrenmatt hat im Einvernehmen mit Albert Oeri und einer entscheidenden Minderheit des Verwaltungsrates AHV und Wirtschaftsartikel unterstützt (Seite 98).

Noch eine letzte Klärung, wie sie im 1951 erschienen *«Zerfall und Wiederaufbau der Politik»* näher ausgeführt wurde, wo sich Dürrenmatt mit dem Begriff der *Konservativen Revolution* nochmals befasst hat: *«Der Begriff ‹konservative Revolution› konnte nur bedeuten, der Geschichte eine andere Wendung zu geben, und eben das gab es nach Überzeugung meines Geschichtsempfindens nicht. Das ‹Rad der Geschichte zurückdrehen› — das war nicht ‹konservativ›, sondern ‹reaktionär›. Konservativ, das hiess im Gang der Geschichte standhalten, die ständigen und unaufhaltsamen Veränderungen, die sich abspielten, erkennen und bewerten, sich mit ihnen auseinandersetzen, einen eigenen Standpunkt suchen und haben. Der sogenannte ‹Fortschritt›, das heisst der Drang zu verändern, der allem Lebendigen innewohnt, ist für den Konservativen nicht ein ‹Wert› an sich, sondern wirft die Frage auf ‹warum?›. Der Konservative fasst sein Urteil über das, was*

sich verändert, im grossen Rahmen der geschichtlichen Zusammenhänge. Er sieht es im Zusammenhang mit der menschlichen Existenz und sieht die Zusammenhänge auch in den Entfaltungen und dem Zustand der sittlichen und der Glaubenskräfte. Der Konservative ist nie der zufriedene Satte, er existiert in der ständigen denkerischen Auseinandersetzung mit seiner Zeit» (Seite 124).

... und seiner Erprobung

Zur Erprobung des konservativen Gedankens bot die Zeit, in die Dürrenmatt zur Entfaltung seiner poltisch-publizistischen Tätigkeit gestellt war, reichlich Anlass. Dass wir, wie er sagt, in einer *«Zeitwende»* begriffen sind, wird aufgrund des Miterlebens dessen, was um uns vorgeht, wohl immer deutlicher. Es ist deshalb müssig, die vom Memoirenschreiber berührten, in den für die *«Basler Nachrichten»* verfassten Leitartikeln und in parlamentarischen Interventionen behandelten Themen nochmals aufzugreifen. Nur stichwortartig seien sie in Erinnerung gerufen, um darzutun, dass sie schwergewichtig um die schweizerische Existenz in einer sich rasch verändernden, weltweit gewordenen Dimension kreisten. Es ging und geht mit andern Worten um das Bestehen des *«machtlosen, föderalistischen Kleinstaates»* mit seinem schwerfälligen System der direkten Demokratie im Zeitalter entfesselter Mächte. Um die Frage, wie sich unsere eidgenössische Staatsmaxime der Neutralität mit der Eingebundenheit in die europäische Schicksalsgemeinschaft verträgt. Zur Auseinandersetzung bot auch immer wieder die Abgrenzung im Parteienspektrum Anlass, wo die liberal-konservative Position als Credo einer nur in wenigen Kantonen parteipolitisch organisierten Minderheit, die ihres evangelisch-reformierten Herkommens sich bewusst bleiben wollte, zu verteidigen war und Dürrenmatt die klare Abgrenzung nicht nur gegenüber dem staatsgläubigen Sozialismus auf der einen Seite, sondern ebensosehr gegenüber dem Rechtsfreisinn auf der andern Seite stetes Anliegen war.

Konservativ politisieren war für ihn gleichbedeutend mit dem Versuch, Veränderungen, die von unserer Generation verlangt wurden, mit den überlieferten Grundwerten der eidgenössischen Existenz in Übereinstimmung zu bringen. Was bei allem Zusammengehen mit dem *«Bürgerblock»* automatisch zu einer Oppositionshaltung gegenüber Vorstellungen führte, die alles, was sich verändert, für Fortschritt hielten. Doch blieb es nicht bei dieser Abwehrhaltung. Als Beispiel positiv beackerter Wirkungsfelder ist die Beseitigung der konfessionellen Ausnahmeartikel zu nennen, für welches Geschäft dem Basler Liberalen das Kommissionspräsidium übertragen worden war. Ebenso das Engagement bei der Suche nach einer Lösung für das Dienstverweigerer-Problem, wo dem Präsidenten des *«Forum Helveticum»* eine kompromissfindende Rolle zugedacht war. Und schliesslich das Vorprellen mit der Motion auf Totalrevision der Bundesverfassung, die durch das übereifrige Agieren von Kurt Furgler vor allem gefährdet worden wäre. Solche und andere Reminiszenzen machen auch die nüchterne Praxis zur anregenden Lektüre.

Arnold Fisch

[1] Zeitwende — Stationen eines Lebens. Maihofverlag Luzern

Bevölkerungswandel

Der Verfasser, der bereits verschiedene Spezialuntersuchungen zu demographischen Fragen unternommen hat, legt hier eine Gesamtdarstellung des Bevölkerungswandels in der Schweiz vor [1]. Das Hauptinteresse gilt den grossen Entwicklungsverläufen. Einige Grafiken und Tabellen greifen ins Mittelalter zurück, das Schwergewicht liegt aber im 20. Jahrhundert. Die Darstellung beschränkt sich nicht auf die Hauptkomponenten der Demographie (Geburten, Todesfälle, Wanderungen), sondern erfasst auch die Entwicklungen der Eheabschlüsse, Ehescheidungen und das Reproduktionsverhalten und setzt sich kompetent mit dem damit verbundenen Wandel gesellschaftlicher Wertvorstellungen auseinander. Die Ausführungen über die komplexen Wechselbeziehungen zwischen Bevölkerungsentwicklung und Wirtschaftsentwicklung mussten im Rahmen dieser Arbeit jedoch kursorisch bleiben.

Besonderes Interesse verdient das Kapitel über die Wanderungsbewegungen. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, dass auch nach 1945 die Auswanderung anhielt (1958—1974 mit gut 110 000 Auswanderern), diese aber durch die Rückwanderung nahezu ausgeglichen werde, und infolge der globalen Dimension der modernen Wirtschaft die temporäre Austauschwanderung noch zunehmen werde. Was den Massenzustrom von Ausländern in den letzten Jahrzehnten betrifft, stellt er fest, dass entgegen den Erwartungen weniger die Integration dieser Zuzüger als die wirtschaftliche Expansion für die Schweiz zu einem schwer bewältigbaren Problem geworden sei. Zur Binnenwanderung bemerkt er, dass trotz der da und dort feststellbaren Stadtflucht die agglomerationsbildenden Konzentrationsbewegungen anhielten und rund 60 Prozent der Erwerbstätigen sich auf weniger als 2 Prozent der Landesfläche zusammendrängten.

Höpflinger nimmt eine solide Verarbeitung des gegenwärtigen Forschungsstandes vor und orientiert über die wichtigste Literatur in einer Bibliographie von rund 200 Titeln. Dank der Breite seiner Kenntnisse kann er auch den Fachkollegen in einzelnen Bereichen nützliche Hinweise vermitteln. Der Verfasser ist in der Lage, die für die Schweiz zusammengestellten Daten mit ausländischen Entwicklungen zu vergleichen. Er stellt fest, dass die Schweiz möglicherweise ein politischer, nicht aber ein sozio-demographischer Sonderfall sei und mit ihrer Bevölkerungsentwicklung dem allgemeinen Kurs der hochindustrialisierten Länder folge.

Der abschliessende Befund erscheint im Vergleich mit den vorangegangenen Ausführungen als eher banal. Höpflinger diagnostiziert eine grundsätzliche demographische Trendwende. Die Einwanderungsbeschränkung, der anhaltende Geburtenrückgang und die geringe Möglichkeit, das Lebensalter noch weiter zu verlängern, würden zu einem Rückgang der Bevölkerung und zu einer weiteren Verschiebung der Altersstruktur und zu politi-

schen Umverteilungskämpfen führen. Dieser Rückgang stehe im Kontrast zur historisch einmaligen Bevölkerungsexplosion der meisten Drittweltländer. Der Autor warnt indessen vor längerfristigen Voraussagen und verweist dabei auf frühere Fehlprognosen, die diesbezüglich eine Zurückhaltung als ratsam erscheinen lassen.

Georg Kreis

[1] François Höpflinger, Bevölkerungswandel in der Schweiz. Verlag Rüegger, Grüsch 1986. 179 S., Fr. 38.—.

Hinweise

Maskenspiele aus Basler Tradition

Der Titel des reich illustrierten, farbenprächtigen Buches in Grossformat lässt zunächst vermuten, es handle sich da lediglich um Spiele aus der Tradition der Trommler und Pfeifer. Allein, *Karl Gotthilf Kachler,* der in dem Werk auf seine Inszenierungen antiker Komödien und Tragödien, vorwiegend mit Studenten und vorwiegend in Masken, Rückschau hält, führt den Leser und Bildbetrachter in eine etwas andere Welt. Zwar ist Verwandtschaft mit baslerischem Maskentreiben offenkundig; zugleich aber öffnet sich das Verständnis für das antike Theater. Die in Basel lebendige Tradition erschliesst das klassische Erbe. Mit seinen Inszenierungen im römischen Theater in Augst hat Karl Gotthilf Kachler etwas Einzigartiges geschaffen, leider — so scheint es — etwas auch, das keine Fortsetzung gefunden hat. Der Bildband mit den Aufführungsberichten Kachlers ist für mich ein Stück Jugenderinnerung. Unser Griechischlehrer am Gymnasium erzählte uns von den Augster Aufführungen, wir besuchten einmal auch eine, und später, als ich der Akademischen Theatergruppe der Universität Zürich angehörte, wirkte ich selbst mit, als Sceledrus, der dumme Wächter, im «Miles Gloriosus». Bei einem Besuch in der Schweizerischen Theatersammlung in Bern habe ich erst vor kurzem die Maske wieder gesehen, die ich damals getragen habe. Es gibt von der Figur ausser-

Maske des Dionysos aus den «Fröschen» von Aristophanes (Max Breitschmid).

dem eine Zeichnung von Max Breitschmid, der für K.G. Kachlers Inszenierungen unzählige Masken gestaltet hat: eine Soldatenkarikatur mit Hängebauch und eingefallener Brust.

Kachler hat 1936 «Die Frösche» von Aristophanes in griechischer Sprache zum 60. Geburtstag des Basler Archäologen Ernst Pfuhl mit Masken von Max Breitschmid inszeniert. Da war es noch eine rein baslerische Spezialität, eine Geburtstagsproduktion der Studenten für ihren Lehrer. 1937/1938 folgten «Die Acharner», in einer Basler Version. Als man damit in Zürich gastierte, änderte man den Text der «Parabase», die Kachler als Schnitzelbank interpretierte, und nahm darin mit Basler Witz ein paar Zürcher Schwächen aufs Korn. Man sieht, dass der kreative Umgang mit antiker Überlieferung schon in den Anfängen der «Maskenspiele» nicht «elitäres» Gelehrtentheater war, sondern witzige, geistvolle Integration humanistischen Bildungsgutes in die lebendigste Gegenwart. Dafür sorgten im übrigen schon die Spieler, Basler Studenten zuerst, dann aber auch Berner, die 1944 im Hof der Universität «Antigone» von Sophokles in Masken von Max Bignens aufführten, eine Inszenierung, die auf Einladung der Basler Studentenschaft auch im römischen Theater Augst gezeigt wurde. Unsere Aufführung des «Miles Gloriosus» ist auch in Vindonissa in Szene gegangen. Über alle diese Theaterereignisse, den «Amphitruo» von Plautus (im lateinischen Urtext!), die «Elektra» (griechisch), «Der Kyklop» (griechisch), ‹Iphigenie», «Der Friede», «Die Vögel», «Der Dyskolos» bis hin zur «Orestie», die 1960 als Beitrag zur 500-Jahr-Feier der Universität im Basler Stadttheater aufgeführt wurde, berichtet das Buch in Wort und Bild. Karl Gotthilf Kachler schenkt uns damit nicht einen nostalgischen Rückblick nur, sondern stellt Ansprüche. Er hat sein achtzigstes Lebensjahr 1986 vollendet; seine anregende, begeisternde Darstellung des Spiels mit Masken müsste die Theaterschaffenden zu eigenen Versuchen anspornen. *«In der Maske»,* sagt Kachler, *«liegen ungeahnte Kräfte verborgen, die für das Zeitalter in stärkerem Masse fruchtbar gemacht werden sollten, als es heute geschieht.»* Er hat es nicht nur mit Studenten ausprobiert. Seine späteren Augster Inszenierungen (1960 bis 1974) waren in den Hauptrollen von Berufsschauspielern getragen.

Das Buch stellt ein Kapitel Schweizer Theatergeschichte dar, eine eigenständige und einzigartige Leistung vorwiegend eines einzigen Mannes, der zu überzeugen verstand und der aus der lebendigen Tradition der Basler mit ihren Maskenspielen einen Zugang zu der viel älteren humanistischen Tradition des griechischen und römischen Theaters gefunden hat. *(Christoph Merian Verlag, Basel 1986).*

A. K.

«Schwyzertütschi Dialäktschrift»

In zweiter Auflage, bearbeitet von *Christian Schmid-Cadalbert,* ist das Heft von *Eugen Dieth,* die *Dieth-Schreibung,* zur praktischen Hilfe an alle herausgegeben worden, die sich mit dem Aufzeichnen mundartlicher Texte schwer tun. Der Leitfaden ist seit langem anerkannt, als Ratschlag eines erfahrenen Sprachforschers erprobt. Die Neuausgabe erscheint als Band 1 der Reihe «Lebendige Mundart» *(Verlag Sauerländer, Aarau und Frankfurt am Main).*

Der Weg zur Gegenwart

Verfasst von *Georg Kreis,* von dem die «Schweizer Monatshefte» schon wiederholt Beiträge publiziert haben, ist das Buch zur gleichnamigen Fernsehsendung über die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert erschienen. Es enthält den Text der zwölf Sendefolgen mit den imaginären Interviews und vor allem mit einer grossen Zahl zum Teil farbiger Illustrationen. Eine unkonventionell gestaltete, informative und kurzweilig zu konsultierende Schweizergeschichte aus dem *Birkhäuser Verlag, Basel 1986.*

Erzählungen aus hundert Jahren

Die Anthologie, die *Hans Bender* zum Jubiläum des *S. Fischer Verlages* herausgibt, ist eine Literaturgeschichte in Textbeispielen. Sie reicht von Hugo von Hofmannsthal bis zu Hermann Burger oder von Arthur Schnitzler bis zu Johanna Walser. Hingegen war es — weil sich die Arno-Schmidt-Stiftung geweigert hat — nicht möglich, eine Erzählung von Arno Schmidt in den gewichtigen Band aufzunehmen, dessen Werk doch in der Geschichte des S. Fischer Verlages wichtig ist. Sonst aber sind sie alle vertreten, die grossen und die kleineren Namen, Hermann Bahr und Otto Erich Hartleben, Stefan Zweig, Gerhart Hauptmann, Hermann Hesse, Jakob Wassermann, Franz Werfel, Franz Kafka, Carl Zuckmayer, natürlich Thomas Mann, Tania Blixen, Joseph Breitbach und Luise Rinser. Die Autoren der Nachkriegszeit nehmen einen breiten Raum ein: Ilse Aichinger, Hubert Fichte, Christa Reinig, Reiner Kunze, Klaus Hoffer, Gerold Späth, Gerhard Köpf und Gerhard Roth seien da nur als Beispiele genannt. Ein literaturgeschichtliches Lesebuch ist entstanden, dessen Titel *«Spiele ohne Ende»* wohl andeutet, dass Menschengeschichten, Geschichten vom Menschen, nicht abgeschlossen sind. Übrigens gesellen sich zu den Autoren deutscher Sprache auch Repräsentanten anderer Nationen, William Saroyan etwa oder Tennessee Williams. Und neben den Nobelpreisträgern und den stetig in ihrem Ruhme wachsenden Namen gibt es da auch die Berühmtheiten von anno dazumal, von denen man kaum noch spricht. Hier kann man sie neu entdecken und prüfen, wie gerecht oder wie ungerecht das Urteil der Geschichte ist. Der Leser ist aufgefordert, diese Prüfung vorzunehmen, vielleicht auch neu zu entdecken, was ihm bis jetzt unbekannt war.

Geschichten vom Meer

Erzählungen von vierundzwanzig Autoren aus aller Welt hat *Konrad Reich* als Herausgeber der Anthologie «Du findest auf See, was immer du suchst», zusammengestellt. *Wolfgang Würfel* schuf dazu eine Folge von Zeichnungen. Entstanden ist ein Lesebuch mit Geschichten vom Meer, die nach Art und Umfang sehr verschieden sind. Erzählt werden Abenteuer, beschrieben unverwechselbare Gestalten wie etwa der Kapitän Tärnberg, es toben die Elemente, und es locken die fernen Küsten exotischer Länder. Für Landratten enthält das Buch im Anhang einige Worterklärungen, die nicht nur darüber Auskunft geben, was der Blaue Peter bedeutet, sondern von Jacobsleiter und Kabelgatt bis zu Rahen und Wanten reichen. Neben Joseph Conrad, der in einem solchen Buch als

Autor nicht fehlen darf, sind Autoren aus aller Herren Länder vertreten, zum Beispiel der Grieche Themos Potamianos (1895—1973), der Finne Karl August Tavaststierna (1860—1898), Lew Tolstoi mit zwei Geschichten, Robert Louis Stevenson und — unter zahlreichen andern — auch der Herausgeber Konrad Reich selbst, der die Geschichte von der Meuterei auf der «Eintracht» erzählt *(Rasch und Röhrig Verlag, Hamburg/Zürich 1986).*

Döblins Werk in Einzelbänden

Die Ausgabe der «Ausgewählten Werke in Einzelbänden», die Walter Muschg begründet hat und die Anthony Riley in Verbindung mit den Söhnen des Dichters herausgibt, hat mit dem Band *«Schriften zu Leben und Werk»* eine wertvolle Fortsetzung erfahren. *Erich Kleinschmidt* zeichnet als Herausgeber des Bandes, der viele kleine Schriften Döblins vereinigt, der einen umfangreichen Apparat enthält und ein Nachwort, dem man entnehmen kann, mit welchen Schwierigkeiten einer zu kämpfen hat, der Döblins Werkstatteinblicke und autobiographische Skizzen zu einem Ganzen fügen möchte. Jede Darstellung seiner selbst, sagt Kleinschmidt, sei bei Döblin nur eine mehr oder weniger unwahre Maskierung, sie sei fingierte und erzählte Wirklichkeit, wie sie eigentlich nur als Literatur legitim gestaltet werden dürfte. Also Mimikri? Immerhin, es ist eine imponierende Fülle meist kurzer Texte, die hier gesammelt sind, Zeitschriften- und Zeitungsartikel zumeist. Umfangreicher ist der Text «Erster Rückblick» aus dem Jahr 1928, damals in Buchform erschienen, und schliesslich das «Journal 1952/53», hier erstmals im Druck vorgelegt. Daraus entnehmen wir zum Beispiel, dass Döblin früh schon, in der Schule, zu schreiben begonnen hat. Sein erster Roman sei «den Manen Hölderlins» gewidmet gewesen. In dem Aufsatz «Der Epiker, sein Stoff und die Kritik», der 1921 als Erwiderung in «Der neue Merkur» auf eine in der gleichen Zeitschrift erschienene Kritik des «Wallenstein» durch Friedrich Burschell gedruckt wurde, wird die Befangenheit, die sprunghafte Argumentation sichtbar, die Döblin eigen war. Man konnte Döblin schon früher durch seine eigenen autobiographischen und werkbezogenen Schriften kennenlernen, auch in dem noch von Walter Muschg vorgelegten Band «Aufsätze zur Literatur». Der vorliegende Band jedoch ist umfangreicher und vollständiger, er ist hervorragend kommentiert. Ein auch äusserlich ansprechend, ja hinsichtlich der Buchherstellung ausgezeichnet gestalteter Band ist hier anzuzeigen, eine Bereicherung des autobiographischen Materials *(Walter-Verlag, Olten und Freiburg im Breisgau 1986).*

Dichterporträts

Von *Barbara Bondy* sind im Verlag von *C. H. Beck in München* gesammelte Dichterporträts erschienen («Der unversöhnliche Traum»), die von Matthias Claudius bis zu Stefan George reichen. Besonders dasjenige über Heinrich von Kleist und wiederum über Theodor Fontane seien hier hervorgehoben. «Der Blinde in der Bibliothek» ist der Titel einer Sammlung literarischer Porträts, die *Horst Bienek* bei *Hanser in München* vorlegt. Man kann am Klappentext Anstoss nehmen, der behauptet, Bienek gehöre

zu den «glücklichen» Lesern, die nicht loben oder verreissen müssten. Denn warum soll das Leseglück ausgerechnet davon und nicht eher von dem abhängen, was zur Lektüre ansteht? Aber immerhin: von Borges bis Ingeborg Bachmann, von Hans Henny Jahnn bis zu Nelly Sachs und Günter Eich reichen die literarischen Streifzüge des Autors, die samt und sonders in den Literaturbeilagen grosser bundesdeutscher Zeitungen erschienen und jetzt in einem handlichen Bändchen zusammengefasst sind. *Gabriele Hoffmann* hat ihre frühere Monographie über *Heinrich Böll* im Auftrag des *Lamuv Verlags, Bornheim-Merten,* umgearbeitet und die Jahre bis zu Bölls Tod, aber auch seine eigenen Jugenderinnerungen, in die Darstellung mit einbezogen. Eine Vita, ein sympathisch-unkritisches Buch ist entstanden, das zahlreiche Familienphotos enthält und mehr Einblick ins Privatleben als in die literarische Arbeit des Schriftstellers gewährt.

Federico García Lorca

Vor fünfzig Jahren ist der spanische Dichter Federico García Lorca zu Beginn des Spanischen Bürgerkrieges von den Falangisten ermordet worden. Die genauen Umstände seines Todes sind vertuscht worden; es gab keine zuverlässige Untersuchung darüber, und die amtliche Todesurkunde spricht lediglich von Verletzungen, die durch Kriegshandlungen verursacht worden seien, als Todesursache. Ian Gibsons Buch *«Lorcas Tod»* ist im Original schon 1971 in Paris erschienen, bald darauf auch in deutscher Übersetzung bei Suhrkamp. Die fünfzigste Wiederkehr des traurigen Datums ist der Anlass zu sehr schönen Editionen im *Insel-Verlag* (Frankfurt am Main). Die erste, herausgegeben von *Herbert Meier* und *Pedro Ramírez,* ist ein Bildband: *«Federico García Lorca. Bilder und Texte.»* Das Buch dokumentiert die Stufen des Lebens des Dichters, Granada, Madrid, New York, die Freunde, darunter Salvador Dalí und seine Schwester, dann die Theatergruppe «La Barraca», alles das nicht nur in Bildern aus dem Familienalbum, sondern in Zeichnungen Lorcas, in Texten von ihm und von anderen, auch in ausgewählten Dialogen und Szenen aus seinen Stücken. Die Texte Lorcas erscheinen in der Übersetzung von *Enrique Beck;* die Stiftung Heinrich-Enrique-Beck hat den Auftrag zur Herausgabe dieses schönen Bildbandes erteilt, und von besonderem Wert sind dabei auch die Szenenphotos von Aufführungen der Dramen Lorcas, darunter nicht wenige vom Schauspielhaus Zürich, das sich des spanischen Dichters wiederholt und mit Erfolg angenommen hat. — Eine sehr gepflegte Gedichtausgabe, ebenfalls im *Insel Verlag* erschienen, schliesst sich hier an: *Federico García Lorca: Diwan des Tamarit. Sonette der dunklen Liebe. Spanisch und deutsch, übertragen von Rudolf Wittkopf und Lothar Klünner.* Es handelt sich um zwei zusammengehörige Gedichtzyklen, die erst nach dem Tod des Dichters veröffentlicht wurden.

Hermann Hesse — politisch und wirkungsgeschichtlich

Das Buch, das Sigrid Bauschinger und Albert Reh herausgegeben haben, vereinigt die Vorträge des Amherster Kolloquiums von 1984. Deutlich wird dabei, wie sehr vor allem die amerikanischen Germanisten dem Thema

Hesse und seinen politischen und wirkungsgeschichtlichen Aspekten zugewandt sind. Bekannte Namen wie derjenige Theodore Ziolkowskis stehen da neben den Namen jüngerer Forscher. Siegfried Unseld und Volker Michels vertreten mit ihren Vorträgen zugleich den Verlag, der die weltweite Rezeption Hesses ermöglicht (*Francke Verlag, Bern 1986*).

Zeitgeschichte im Roman

In der Reihe der «Thomas-Mann-Studien» ist — als sechster Band — eine Arbeit von *Hans Wisskrichen* erschienen: *Zeitgeschichte im Roman — Zu Thomas Manns «Zauberberg» und «Doktor Faustus»*. Archivarbeit war nötig, um die Materialien zum «Zauberberg» sicherzustellen. Der Roman verarbeitet Zeitgeschichte, wie auch «Doktor Faustus». Die Untersuchung Wisskirchens geht von Thomas Manns Sicht der Geschichte im Ersten Weltkrieg aus, beschreibt die Orientierungslosigkeit bei Kriegsende und zeichnet dann den «Weg zur Republik» nach. Die Jahre im Exil führen den Romancier zu einer pragmatischen Hinwendung zur Demokratie, und im «Doktor Faustus» findet dann die ästhetische Bewältigung des Faschismus statt. Die Studie ist aus einer Dissertation über «Thomas Mann und die Geschichte» hervorgegangen, die Wisskirchen in Marburg eingereicht hat (*Francke Verlag, Bern 1986*).

Über «Angela Borgia»

Die dänische Habilitationsschrift von *Uffe Hansen,* die Monika Wesemann ins Deutsche übersetzt hat, wendet sich der «Angela Borgia» von Conrad Ferdinand Meyer zu. Der Untertitel, «Zwischen Salpêtrière und Berggasse», lässt erkennen, worauf sich die Untersuchung speziell richtet: Es geht um «Hypnose und Belletristik», um Suggestion in der Dichtung. Es geht dem Verfasser darum, den von Meyer — wie er sagt — bewusst intendierten, aber paradoxerweise versteckten Sinn seiner letzten Novelle herauszuarbeiten (*Francke Verlag, Bern 1986*).

Römische Bildniskunst

Der Autor dieser Monographie hat den Versuch unternommen, durch Rückgriffe auf literarische Quellen eine Basis zur Interpretation römisch-republikanischer Bildniskunst zu erarbeiten. Zwar erwiesen sich die Schriften antiker Physiognomiker als unergiebig. Physiognomische Deutungen — vor allem zunächst des Pompejus-Porträts — werden in einem ersten Kapitel untersucht: Ludwig Curtius, unter dem Einfluss von Rudolf Kassner; ferner Lichtenberg gegen Lavater. Dann aber wendet sich die Untersuchung Quellen der römischen Literatur zu, freilich nicht physiognomischen, sondern rhetorischen. So etwa der «pompejanischen Propaganda» in Ciceros Rede pro lege Manila, auch Selbstdarstellungen des Pompejus. Der Verfasser zieht sodann die griechische Tradition bei, untersucht weitere römische Bildnisse des zweiten Jahrhunderts und beschreibt schliesslich «die strenge Miene der Macht». Das Ergebnis: Ein physiognomisches Interpretationsverfahren würde der Eigenart römischer Bildniskunst nicht gerecht. Denn die Porträtbüsten der Römer sind nicht psychologisierende Konterfeis, son-

dern gleichen eher den Plakaten der politischen Propaganda. Sie sind auf Öffentlichkeitswirkung bedacht, sie dienen nicht der charakterisierenden Darstellung, sondern der Überzeugungskraft, die von Leistung und Erfolg ausgeht. Die Arbeit von *Luca Giuliani, Bildnis und Botschaft. Hermeneutische Untersuchungen zur Bildniskunst der römischen Republik,* ist als Habilitationsschrift entstanden. Ausgestattet mit mehreren Illustrationen ist sie jetzt im *Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main,* erschienen.

«Experimente mit der Bildung»

Die abschliessende Betrachtung dieser Sammlung von Zeitungsartikeln, die *Erich A. Kägi,* ehemaliger Redaktor der «Neuen Zürcher Zeitung», über «Wege und Holzwege» der Bildungsreform in den sechziger und siebziger Jahren geschrieben hat, gilt dem neuen Analphabetismus. Der Verfasser teilt, mit Angabe seiner Quellen, die beklemmenden Fakten mit: Nach Berechnungen der Unesco wird die Zahl der Analphabeten auf der Welt ansteigen, und dies nicht nur darum, weil sich die Bevölkerung in den Entwicklungsländern rascher vermehrt als die Zahl der Schulabgänger. Auch in den Ländern mit hochentwickelter Zivilisation ist der durchschnittliche Bildungsstand im Absinken, werden Menschen, die eine Schule absolviert und lesen und schreiben gelernt haben, in der Folge zu Analphabeten, weil sie diese Fähigkeiten in einer Umwelt aus Bildschirmen, Automaten und Kommunikationsapparaten nicht mehr benötigen und allmählich wieder verlernen. Kägi stellt sich die Frage, ob sich die Bildungsforschung von morgen nicht am Ende weniger mit den Lern-, um so mehr aber mit den Verlernprozessen werde beschäftigen müssen. Der Autor dieser Sammlung von Leitartikeln, Essays und Vorträgen, hat die Zeit der grossen Bildungsreform aufmerksam miterlebt. Seine Kommentare und Stellungnahmen sind ein Zeitdokument: man kann sich mit ihrer Hilfe in die Aktualität der Programme und Pläne zurückversetzen, die zum Beispiel die Gesamtschule, die Dezentralisation der Mittelschulen, die Schule als Keimzelle einer neuen Gesellschaft konzipiert und propagiert haben. «Etappen der Reform seit 1968» lautet zum Beispiel die zusammenfassende Überschrift einer Reihe von Aufsätzen, die — man hat die Reformeuphorie schon hinter sich — mit der Feststellung schliesst, nicht nur das Neue bedürfe der Prüfung. Im Zuge der Jugendrevolte und der neomarxistischen Welle sei so viel Altbewährtes und zeitlos Gültiges mit Verkalktem und Sinnentleertem in einen Tiegel geworfen worden, dass sich aufdränge, die Schutthalden der Bildungsreform nach verkannten Werten abzusuchen. Man erkennt die konservative Grundhaltung in derartigen Feststellungen; sie ist, wenn sie sich wie in den Kommentaren von Erich A. Kägi mit der Bereitschaft paart, auf das Neue einzugehen und es zu wägen, gerade im Bildungswesen unverzichtbar. Die Broschüre «Experimente mit der Bildung. Wege und Holzwege einer Reform» ist im *Verlag der «NZZ»* erschienen.

Ambrose Bierce,
Des Teufels Wörterbuch

Neu übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Gisbert Haefs ist diese hübsche Ausgabe des Wörterbuchs des Teufels, das Bierce 1911 erstmals vorgestellt hat, bei *Haffmans in*

Zürich erschienen. Es handelt sich um eine Auswahl aus den rund 1500 Eintragungen des Originals, immerhin um eine Auswahl, die über tausend davon umfasst. Verachtung wird da definiert als Gefühl eines vorsichtigen Mannes für einen Gegner, der zu mächtig ist, als dass man ihm offen entgegentreten könnte. Und Unverschämtheit ist gemäss dem Wörterbuch des Teufels ein verkümmerter und entstellter unehelicher Spross von Wagemut und Vulgarität.

Bretter, die die Zeit bedeuten

«Kabarettgeschichte-n» nennt sich eine neue Buchreihe, die *Reinhard Hippen* im *Zürcher Pendo Verlag* herauszugeben begonnen hat. Geplant sind 25 Bände. Als Beispiel seien genannt: «Das Kabarett-Chanson», eine Blütenlese berühmter Texte, die von berühmten Diseusen vorgetragen worden sind, und «Satire gegen Hitler», eine Dokumentation über das Kabarett im Exil. Darin kommt natürlich Erika Manns «Pfeffermühle» eine besondere Bedeutung zu, doch wird auch das Exil in Österreich, der Tschechoslowakei, in Holland, Frankreich und England berücksichtigt. Der Herausgeber verfügt über einen grossen Fundus an Texten sowohl wie an Bildmaterial. Die handlichen Bände sind reich illustriert.

Autoren-Lexikon

In dem von *Bernhard Lutz* in Zusammenarbeit mit anderen herausgegebenen *Metzler Autoren-Lexikon* werden deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart vorgestellt. Der Band enthält 330 Abbildungen und an die 340 kurze Biographien der wichtigsten Autoren der deutschen Literaturgeschichte. Jeder Artikel umfasst auf gut einer Seite Leben und Werk, dazu die allerwichtigsten Literaturangaben. Es ist Wert gelegt worden auf lebendige Darstellung, auch auf knappe Zusammenfassung, so dass der Benützer sich in kurzer Zeit informieren kann. Die Biographien sind alphabetisch geordnet, so dass also auf Abraham a Sancta Clara Ilse Aichinger folgt, während dem das Lexikon beschliessenden Trio Carl Zuckmayer, Arnold und Stefan Zweig der Barockdichter Heinrich Anselm von Zigler und Kliphausen vorausgeht. Als Verfasser zeichnen über hundert Germanisten *(Verlag J. B. Metzler, Stuttgart).*

Ein Märchenroman aus der Romantik

Ein Mädchen flüchtet vor der bösen Stiefmutter und gründet auf einer Insel ein Kloster. Da wird jedoch nicht ein der Welt abgewandtes, sondern ein der Welt zugewandtes vorbildliches Leben geübt. Gritta willigt schliesslich in eine Heirat ein zum Heil des Landes, «als Muster aller Bräute, die später ein Muster der Königinnen ward und ihr Licht nie unter den Scheffel stellte». Emanzipation der Frau und Heraufkunft eines «goldenen Zeitalters» durch gute Herrschaft, — wo hat es das denn gegeben? In der deutschen Romantik. Der Märchenroman *«Das Leben der Hochgräfin Gritta von Rattenzuhausbeiuns»* hat zu Verfasserinnen *Gisela von Arnim* und ihre Mutter *Bettine,* geborene Brentano. Erst die Auswertung von Giselas Nachlass erlaubte die schöne vollständige Ausgabe, die einer Neuentdekkung gleichkommt. Sie ist überdies mit Zeichnungen von Giselas Mann, *Herman Grimm,* geschmückt *(Insel Verlag, Frankfurt am Main).*